22/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

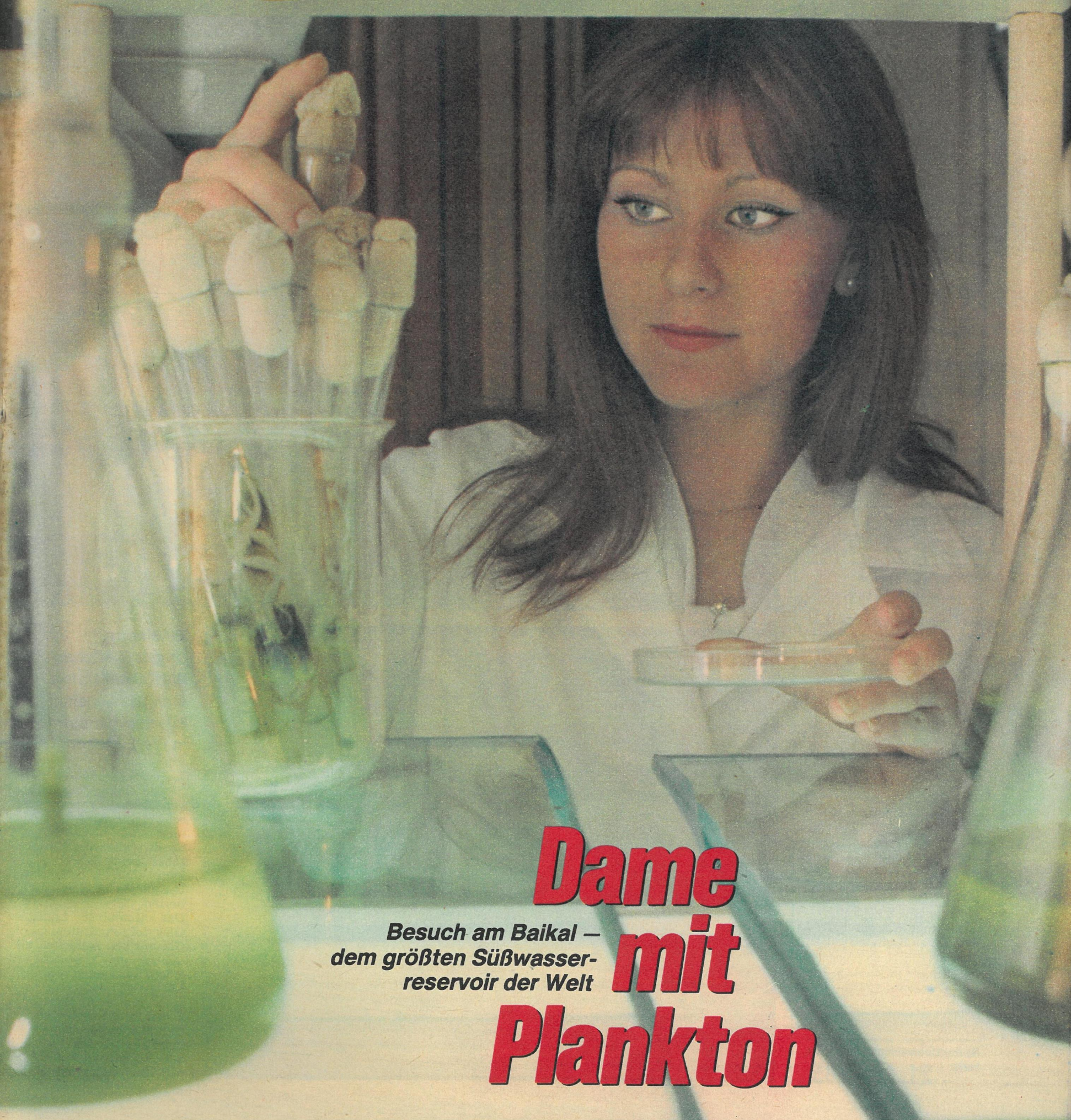
FREIE Welt

Señor Caras Sorgen

Nikaragua kämpft gegen die Blockade

Alpinade im Pamir

Zu Fuß in 7000 Meter Höhe



Dame mit Plankton

Besuch am Baikal – dem größten Süßwasser-reservoir der Welt

★ Inhalt

Baikal exklusiv
FW-Reportage vom „Reichen Meer“ **Seite 4**

Nachrichtenmagazin
Seite 12

Freundschafts-gesellschaft
Besuch bei einem Kreisvorsitzenden **Seite 16**

Tatsachenbericht
Neues von den Einsiedlern
Seite 18

Tourismus-Ratgeber
Seite 20

Reportage
Eine Zigeuner-Dynastie in Moskau **Seite 22**

Baustellen-geschichten (9)
Heiße Tage an der Erdgastrasse **Seite 28**

Ausstellung
Aus der UdSSR: Illustrationen zu Grimms Märchen
Seite 30

Natur
Konstantin Paustowskis Begegnungen **Seite 32**

Erzählung
Anatoli Kim: „Der Schlangenjunge“
Seite 34

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Der Zauberer der Smaragdenstadt **Seite 40**

Biographisches
Der sowjetische Kinderbuchautor Alexander Wolkow **Seite 41**

Märchenserie (1)
Der Rabe Kutcha **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Nikaragua
Die ökonomische Aggression **Seite 46**

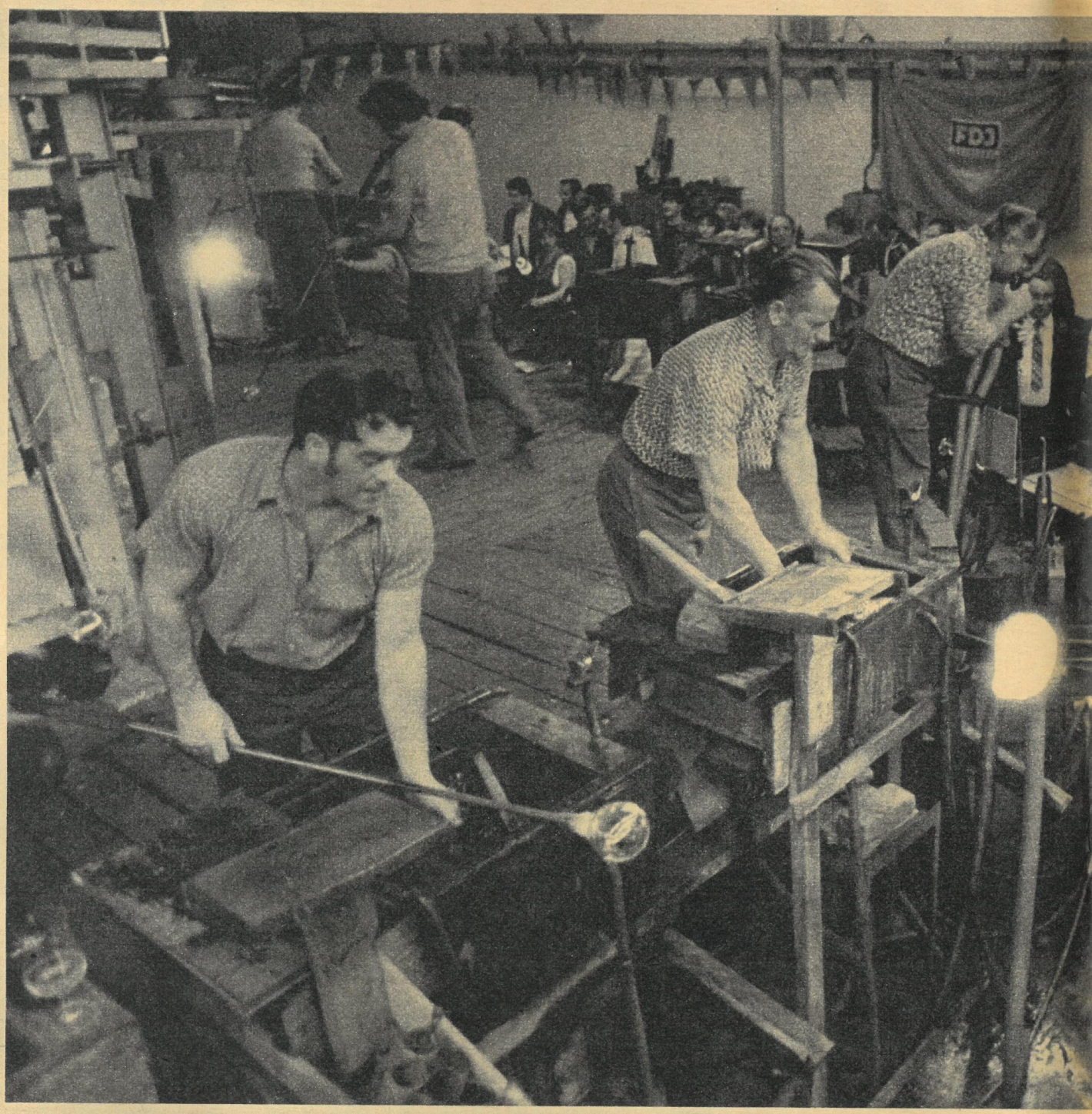
Mode
Slawa Saizews Herbst-Hüllen **Seite 50**

Alpinade '85
Der magische Berg
Seite 52

Titelfoto:
Volkmar Billeb porträtierte die junge Wissenschaftlerin Ljuba Kudelina in Baikalsk

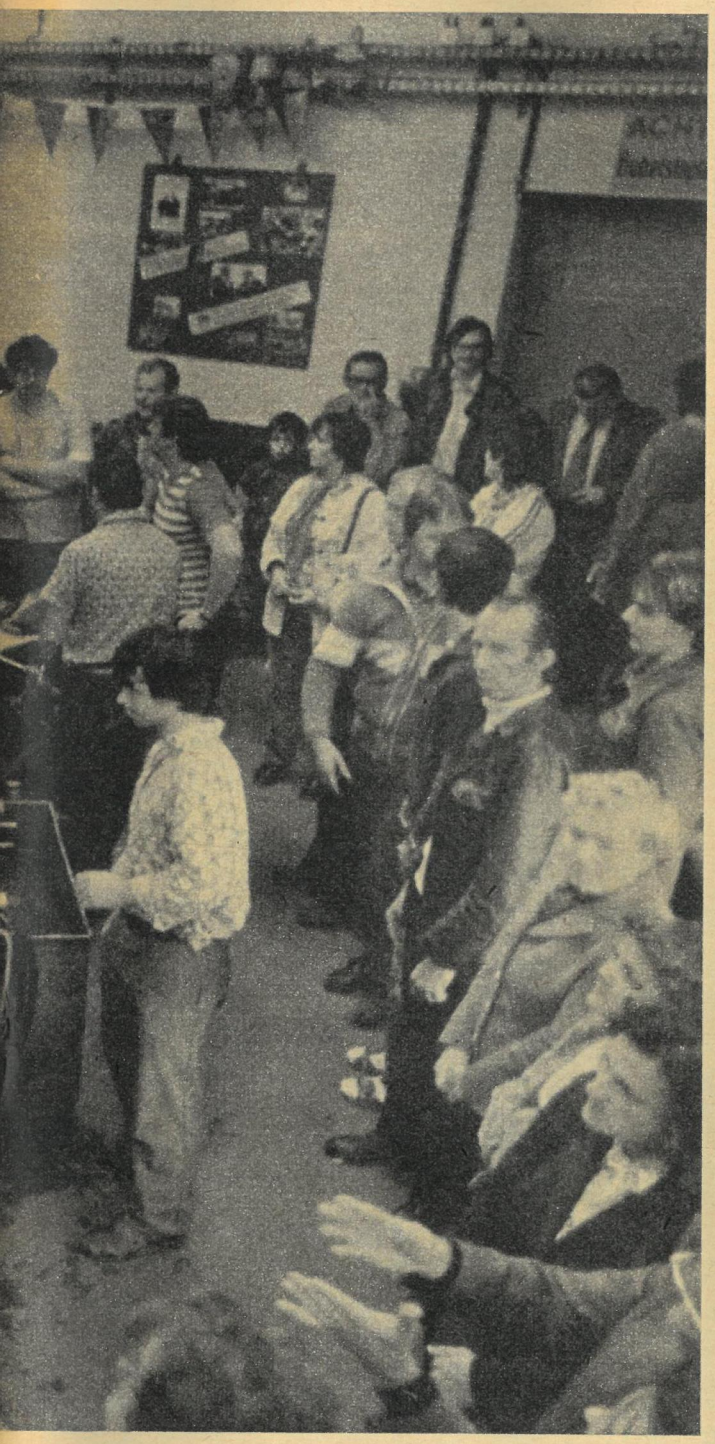
Redaktionsschluß für dieses Heft: **21. 10. 1985**

★ Im Blickpunkt



Zu einem ungewöhnlichen Wettstreit trafen sich Glasmacher aus vier Ländern in Weißwasser

Immer wieder gab es Beifall für die Männer auf der Arbeitsbühne (oben). Sie schwelgten nahezu in Formen und brillierten mit handwerklicher Meisterschaft, bevor sie dem Publikum ihre künstlerischen Leistungen in Glas präsentierten.
Das Kombinat Lausitzer Glas rief zum drittenmal die Glasmacher, -schleifer und -maler, die Graveure zu einem Leistungsvergleich. 110 aus 17 Betrieben reisten zum zentralen Wettstreit, ließen ihre Arbeiten von einer Jury bewerten und demonstrierten den Zuschauern anschließend ihr Können. Außerdem nun schon



Glanzvolles aus Glas

traditionell mit dabei ihre Kollegen aus sozialistischen Ländern.

Sie kamen hierher aus dem Kristallglaswerk Djatkowo (UdSSR) – rechts bei ihrem Kürvortrag –, aus dem Glaswerk Grosno (VR Polen), aus Novy Bor und Lednicke Rovne (ČSSR). Für das nächste Jahr haben sich bereits ungarische Glasmacher in die Starterliste eintragen lassen.

In den Öfen brodelte das Material. Bei 1580 Grad schmolzen Sand und Soda, Kalk und Pottasche zu jenem Grundstoff, aus dem die Meister gewaltige Pokale und liebliche Miniaturen, Zweckmäßiges und Verspieltes zauberten. Nebenan gaben Fachleute und der Nachwuchs mit ruhiger Hand und klarem Kopf den gläsernen Rohlingen den letzten Schliff (links) oder dekorierten sie im Atelier malerisch.

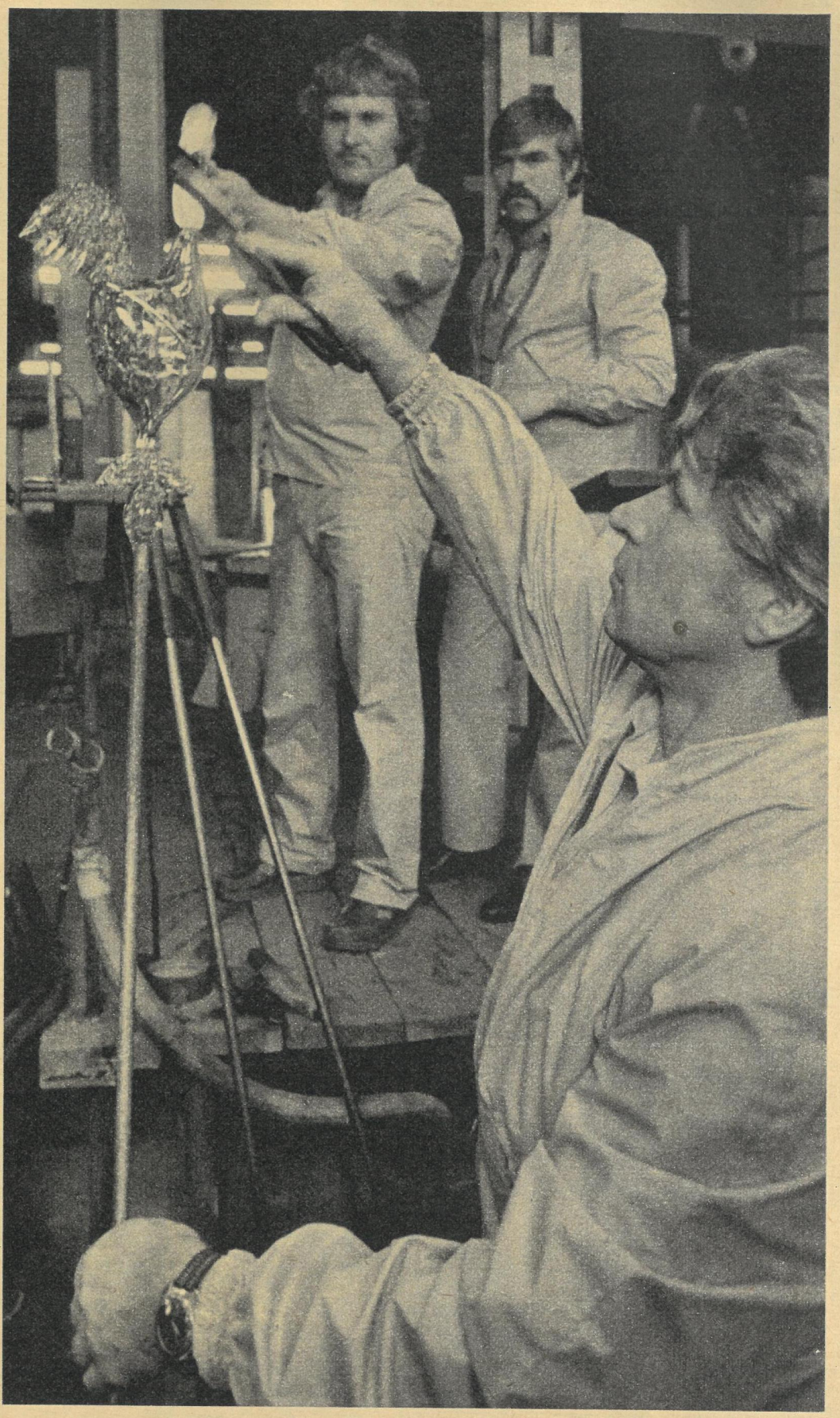
Bei vergangenen Leistungsvergleichen Vorgestelltes bewährte sich, findet sich im Erzeugnissortiment des Kombinates wieder. Was dieser Jahrgang bringt, bleibt abzuwarten. Aber er scheint hoffnungsvoll. Die Ideen für neue Erzeugnisse entstehen vielfach durch den Austausch der Erfahrungen. Deshalb sahen sich die Glasmacher über die Schultern, nahmen Anregungen auf, die, wie es einer der sowjetischen Teilnehmer formulierte, „alle reicher machen".

Dieser Tag bot zudem Gelegenheit zum Bilanzieren. Der Plan der industriellen Warenproduktion des Kombinats wurde zum 30. September mit 101 Prozent erfüllt. Das bedeutet letztendlich ein reichhaltigeres Angebot gefragter Glaserzeugnisse in den Geschäften. Der Exportplan ist termingemäß überboten, immerhin in 36 Ländern ist Lausitzer Glas begehrt.

Mehrere Tausend Zuschauer strömten zum Wettbewerb durch das Werktor. Sie nutzten die seltene Gelegenheit, um Bekanntschaft mit einem traditionellen Beruf und seinen Perspektiven zu schließen oder zu vertiefen. So war der Vergleich auch ein Tag der offenen Tür. Damit Ansporn für die Aktiven, die Leistungen der Besten, die hier vorgestellt wurden, schnell zu verallgemeinern. 3,5 Tage zusätzliche Warenproduktion wollen die Glasmacher bis zum Jahresende erreichen.

Dieses Treffen war wie immer ein Gewinn für alle, wenn auch nach Kampfrichterentscheidung die böhmischen Glasmacher in allen Berufsgruppen im internationalen Wettbewerb dominierten. Als die sowjetische Mannschaft zum Abschluß als Dank an die Gastgeber eine Schale mit gläsernen Blumen füllte, bemerkte einer der Zuschauer voller Bewunderung: Die haben was drauf! – Was sich für alle sagen läßt, die an diesem Tag dabei waren.

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Alfred Paszkowiak (Fotos)



AM BRUNNEN DER WELT

Nur ein schwacher Abglanz der Wirklichkeit, die herbstliche Ansicht des Baikal mit den Bergen Burjatiens. Wenn alle Quellen der Erde versiegten, könnte die Menschheit bei 500 Litern pro Kopf und Tag vierzig Jahre mit diesem Wasser leben ... FREIE WELT-Reporter Hans Frosch (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) sprachen mit dem Direktor des berühmten Limnologischen Forschungsinstituts, Dr. Galasy (unten), und dem Stellvertretenden Cheftechnologen des Zellulosekombinats, Pjotr Masurenko. Beherrschendes Thema: Schutz und Nutzung des sibirischen Meeres.

Am Brunnen der Welt

„Ihr Wohl!“ sagte Dr. Galasy und hob das geschliffene Glas mit – Baikalwasser. Wir taten ihm Bescheid und hatten das Gefühl, ungeheure Glückspilze zu sein. Vor uns saß einer der maßgebenden Umweltschützer, Direktor des weltberühmten Limnologischen Instituts, zum „Exklusivgespräch“ bereit. Um uns mit Kiefern und Felszacken das japanisch anmutende Panorama der als Ausflugsziel beliebten „Sandbucht“, am Steg die „G. J. Wereschtschagin“, Flaggschiff der Forschungsflottille, wo in der Kombüse Köchin Marina für uns Mehl siebte zu Piroggen. Und der herrliche, unübersehbare Baikal ... glasklar das Wasser selbst an der Anlegestelle; jede Niete, jede Schramme am Schiffsboden war mit fotografischer Deutlichkeit zu erkennen, Fischlein spielten Haschen unter dem Bug.

Selbstverständlich sprach Grigori Galasy vom Wasser, zitierte den UNO-Generalsekretär Pérez de Cuellar, der an diesem Ufer gesagt hatte, vielleicht komme einmal die Zeit, da ein großer Teil der Menschheit sein Trinkwasser aus der Reserve vom Baikal beziehen und das übrige nur noch zum Waschen und Spülen verwenden werde. Denn wer seinen Durst vom Baikal löscht, der trinkt Gesundheit. Ein Vorzug, den von zehn Menschen der Erde bereits neun nicht mehr haben: Trinkwasser unmittelbar aus natürlicher Quelle. Die anderen sind auf chemische Aufbereitung angewiesen.

Das macht den gläsernen Schatz so kostbar, die Debatten so hitzig, den finanziellen Aufwand so enorm. Dr. Galasy schilderte die Entwicklung des Umweltbewußtseins vom Enthusiasmus der Aufbaujahre, als man unbedenklich projektierte, bis zur Gegenwart, in der schon die neue Auffassung sich zeigt, daß der Mensch die Natur nicht mehr zu „unterwerfen“ sucht, sondern von ihr lernt. Vieles in dieser Hinsicht sei am Baikal im Gange, manches stecke in den Anfängen, doch eine Tat bereits vollbracht: Die Wälder an den Ufern und im Umkreis des Sees wurden unantastbar. Holzeinschlag ist nur für die Sanierung gestattet, auf Steilhängen überhaupt verboten.

Verständlich, daß Grigori I. Galasy zum Stock greifen möchte, bekäme er einen der „Wanderer“ beim Kragen, der in alter Unvernunft ein Feuerchen hinterläßt und kostbare Zirbelkiefern in Brand steckt (Hunderttausende Jungbäume werden mit großem Aufwand herangezogen). Dabei fühlt sich der „Direktor vom Baikal“, wie man ihn im Lande nennt, keineswegs als ein Gralshüter, der mit ausgebreiteten Armen den Zugang zu den Reichtümern Baikaliens, zu Gold und Marmor, Uran und Steinkohle versperrt. Seine Ansicht: Entnahme von Bodenschätzen, klug geplant und ausgeführt, muß die Natur nicht beeinträchtigen; in der nächsten Nachbarschaft eines frequentierten Verkehrsweges wie der BAM können Naturschutzgebiete bestehen – doch gewisse Branchen der verarbeitenden Industrie, die sollten Abstand wahren von Regionen schutzbedürftiger Natur.

Also doch ein gestörtes Verhältnis zu moderner Technik? Eine Art ökologischen Querulantentums? Dr. Galasy, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften, muß über Derartiges nicht einmal lächeln, er hat seine Beispiele... Als nach dem Kriege der erste Staudamm der Angara für das Kraftwerk von Irkutsk entworfen wurde, galt eine Hauptsorge dem Verhalten des Baikal . – Wie stark mußte ein Damm sein, der nach Anlage des „Irkutsker Meeres“, des großen Stausees am oberen Stadtrand, das Gebietszentrum mit allen Einrichtungen zuverlässig gegen jede Laune des Gewässers schützte?

Grigori Galasy, der Limnologe, war in der Lage, mit einer klaren Antwort aufzuwarten. – Ihr könnt darauf bauen, erklärte er, daß die Schwankungen des Seespiegels nie mehr ausmachen werden als einen reichlichen Meter nach oben oder unten. – Woher die Bestimmtheit? Aus seinem tausendjährigen, genauer: vieltausendjährigen Kalender. In langwierigen Untersuchungen hatte er herausgefunden, daß die Jahresringe der Uferbäume das Steigen und Fallen des Baikal exakt anzeigen. Das führte ihn auf die Spur der geologischen Horizonte, der an einer Stelle des Ostufers besonders deutlich ablesbaren Uferlinien im Gestein. Mehr als 180 historische Wasserstände seit dem Schwinden der Eiszeit konnte Dr. Galasy vermessen und daraus einen etwa alle sechzig Jahre wiederkehrenden Schwankungszyklus ermitteln... Nach dem Bau des Dammes stieg der Wasserspiegel im Baikal um einen Meter, die Amplitude zwischen Plus und Minus blieb in den Grenzen von drei Metern, wie vorausgesagt. Keine Vorsorge gegen eine „Jahrhundertflut“ war erforderlich. Einsparungseffekt: runde 100 Millionen Rubel.

... Und noch eine Frage bei der Umwandlung Sibiriens in ein Land, wo das Leben dem Menschen Freude machen soll. Ich meine die Notwendigkeit zum sorgsamen Umgang mit der Natur. Wir müssen uns wie echte Hausväter verhalten, die nicht nur an den Vorteil des Tages, sondern auch daran denken, die Reichtümer und die Schönheit der sibirischen Landschaft für kommende Generationen zu bewahren.

Michail Gorbatschow, Generalsekretär des Zentralkomitees der KPdSU, vor Einwohnern in Zelinograd

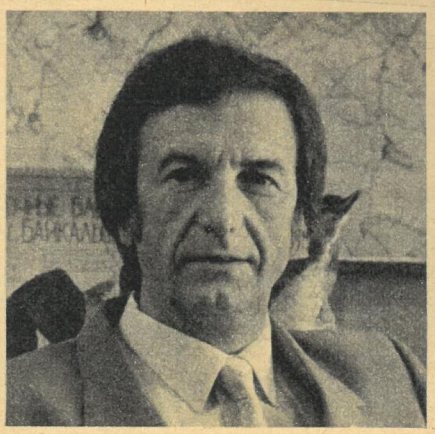
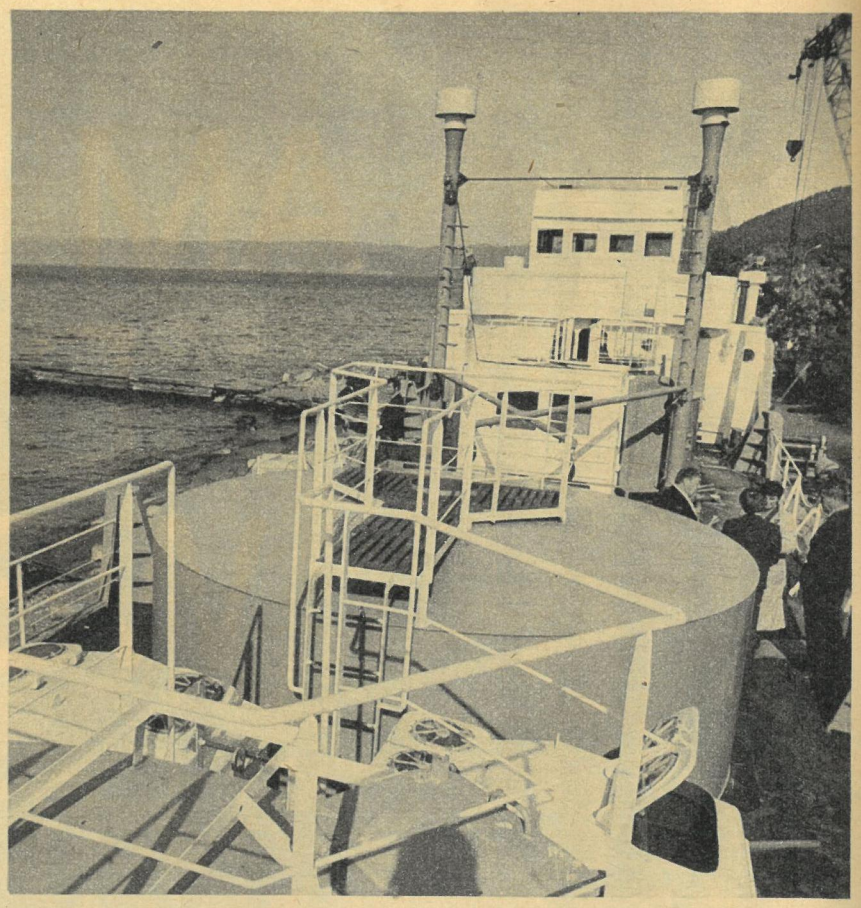


Bild links: Dr. Albert Bejm vom Institut für ökologische Toxikologie, die Hand am Puls des Wasserflohs. – Unten: Erstling einer Serie von Reinigungsschiffen zur Aufnahme von Ölprodukten, bald überwacht eine Flottille Haupthäfen und Schiffahrtswege. – Rechts: Abwasserentsorgung im Baikalsker Zelluloseherstellungskombinat. Vom stark belasteten Schmutzwasser zu Trinkwasserqualität, BZK besitzt das aufwendigste und zugleich effektivste Reinigungsverfahren in der gesamten Industrie der Sowjetunion.



Das Kombinat im Kombinat

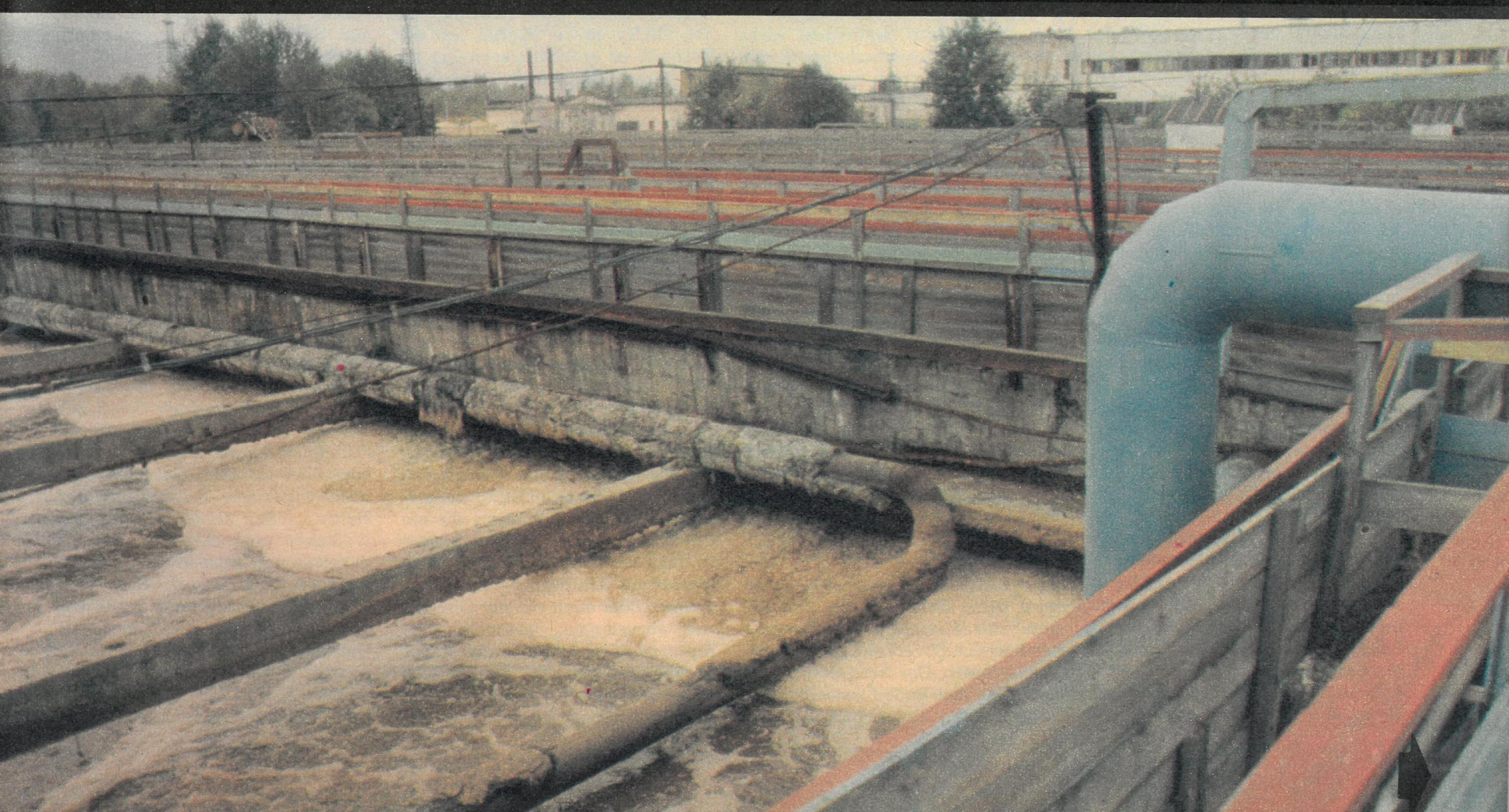
Bei klarem Wetter erkennt man aus den Fenstern der Limnologen von Listwjanka am südwestlichen Zipfel des Sees drüben das Ostufer mit dem Zellstoffkombinat... Dort in Baikalsk empfing uns Pjotr Nikolajewitsch Masurenko, Stellvertretender Chefingenieur für Umweltschutz – um die Wahrheit zu sagen, zunächst ein wenig kühl. Kein Wunder bei den Erfahrungen, die er mit sehr unterschiedlichen Besuchern macht.

Einige waren da, die bliesen sich hinterher mächtig auf, maßten sich Urteile an in einer Sache, die unter Fachleuten aller möglichen Wissensgebiete noch lange nicht entschieden sein wird: der Frage, welchen Einfluß die Tätigkeit von Großbetrieben für die Dauer auf das Gewässer haben könnte.

Das Kombinat verarbeitet Fichten- und Lärchenholz minderer Qualität – von weither herangebracht, wohlgemerkt: nicht aus der Nachbarschaft des Baikal – zu hochwertiger Viskose, die unter anderem als superfester Kord für Flugzeugreifen benötigt wird. Rund um die Uhr stehen die Kessel unter Dampf, Ströme chemisch reinen Wassers werden eingesogen, stark verunreinigte Abwässer und Abgase (Masurenko: „vom halben Tabellarium der Mendelejewschen Elemente“) fallen am Ende an.

So kommt es, daß zugleich mit dem Kombinat ein zweiter Großbetrieb entstand, der Bereich zur Entsorgung der Abprodukte, heute nahezu automatisiert, auf zwanzig Hektar ein Labyrinth von Rohrleitungen und Becken, Maschinenstationen und Meßwarten. Herzstück die zentrale Steuerungsanlage, in der alle Produktionsvorgänge des Kombinates ebenso wie die Phasen der Reinigung fortlaufend analysiert werden. Umweltfreundliches Arbeiten bringt bares Geld... Die Norm einer Brigade gilt nur dann als erfüllt, wenn die Kennziffern der Schadstoffe sich in den vorgegebenen Toleranzen halten.

Aller fünf Minuten liefert ein Tikker dem diensthabenden Dispatcher die neuesten Werte aufs Pult. Eine Störung löst automatisch



Am Brunnen der Welt

Alarm aus... Jeden beliebigen Augenblick kann sich Masurenko, der Kombinatsverantwortliche für Umweltschutz, per Kontrollschirm vom Stand der Dinge überzeugen; er hat das Recht, ganze Abteilungen sofort stillzulegen, falls Gefahr für den See im Verzuge ist.

Im Vorüberwandern an endlosen Beckenreihen erhalten wir einen Begriff von biologischen, chemischen und mechanischen Reinigungsverfahren (einschließlich der Rückgewinnung aktiver Biomasse und verwertbarer Rohstoffreste), sehen die scharf riechende Brühe des Abwassers heller und heller, klarer und klarer werden – und dann kommt die Zeremonie, die alle Gäste erwartet...

Masurenko führt uns zu einem Brunnenhäuschen im Grünen, senkt den neusilbernen Probenentnahmebecher ab, zieht ihn empor, füllt einige Trinkgläschen und sagt: „Nach der Anreicherung mit Sauerstoff geben wir dem Baikal Trinkwasserqualität zurück. Noch bauen wir um, bauen unsere Anlagen aus, aber schon jetzt bringen wir Spitzenwerte, die in der Welt kein ähnliches Unternehmen übertrifft, wenn seine Berechnungen ehrlich sind."

Dem See sauberes Wasser – wir haben diese Losung gesehen. Trinken wir auf die Gesundheit des Baikal! Ein Schluck für Dr. Galasy, ein Schluck für Ingenieur Masurenko. Hie westliches, da östliches Ufer, und der Unterschied?

Auf Ehre und Gewissen: Das Wasser der Buchta Pestschanaja, der Sandbucht, ist dem Wohlgeschmack Irkutsker Tafelwassers ein wenig näher als das Pröbchen aus der Aufbereitungsanlage. Und genau diese Spanne macht den Meinungsunterschied beider Kontrahenten aus. Grigori Galasy befürchtet, daß seine geliebten Gammariden – die 252 Sorten Flohkrebse, die samt und sonders aussehen, als habe ein Juwelier ihre bizarren Formen entworfen – im Verein mit den noch nicht Entdeckten schließlich doch Schaden nehmen. Den Verantwortlichen des Kombinats wünscht er alles Gute; nur den Standort, den gönnt er ihnen nicht. „Dort sollte man Möbel bauen", sagt er mit grimmigem Humor.

Ein Stuhl, auf den sich Pjotr Nikolajewitsch begreiflicherweise nicht setzen will. Die Techniker halten es für möglich, dem Kombinat, das seine geplante Kapazität erreicht hat, eine weitere Ausbaustufe anzugliedern, ohne den See zu überlasten. Argumentationshilfe kommt ihnen dabei von Dr. Albert Bejm, Leiter des Baikalsker Instituts für ökologische Toxikologie (Schadstoffforschung zugunsten der Umwelt). Er bezieht eine klare Position. „Es wird seit achtzehn Jahren Zellulose produziert, die Toleranz für Schadstoffe des Kombinats hat man sechsmal ‚verschärft'. Wir haben ständige Meßstellen nicht nur in den verschiedenen Zonen und Tiefen der Gewässer, sondern auch an ausgewählten Punkten der Urlandschaft, im Moor und in der Taiga, auf den Uferwiesen und in den natürlichen Steingärten der Gebirge – nirgendwo signalisieren sie eine Gefährdung. Die 1500 Arten tierischer Lebewesen am Baikal, vom Bodenwurm bis zum Vogel, existieren unbeschadet."

Bild links: Frau Professor Olga M. Koschowa, einmaliges Abenteuer des Abstiegs zu den Schwebewesen in der Welt der Epischuren.
Unten: Wetterfeste Mannschaft des Forschungsschiffes „G. J. Wereschtschagin" (zweiter von links, Kapitän Georgi Pesterew). Das Fahrzeug verfügt über Echolotung und speziele Schleppnetze zur Entnahme hydrobiologischen Materials, Bodenproben können aus der Maximaltiefe von mehr als 1600 Metern zutage gefördert werden. Ein bordeigenes Laboratorium ermöglicht erste Untersuchungen.

Dabei gehen die Forschungen weiter, das Institut untersucht nicht nur die Wirkungen toxischer Stoffe, sondern befaßt sich auch – weitsichtige Vorbeugung – mit solchen, denen bisher keine Schädlichkeit zugeschrieben wird. Solche Untersuchungen enden nicht an den Grenzen Baikaliens, im Auftrage des Instituts werden sie zum Vergleich an typischen Gewässern der gesamten Sowjetunion betrieben.

Und wer soll Schiedsrichter sein im Streit um das Baikalsker Abwasser? Vielleicht fällt diese Ehre einmal dem Hüpferling Epischura zu, wenn man ihn unter Laborbedingungen halten kann. Statt seiner befragt Dr. Bejm noch den gewöhnlichen Wasserfloh, die Daphnie, nach dem Befinden unter diesen oder jenen Umständen, neuerdings per Elektrokardiogramm, knapp 400 Herzschläge in der Minute...(!)

Der See wird gefegt

Eine Aufgabe der nächsten Jahre wird darin bestehen, die „Schutzgüte" des Wassers bei stark wachsendem Schiffsverkehr nicht absinken zu lassen. Der Nord-Süd-Transport über den Baikal zwischen den neuen Häfen Sewerobaikalsk und Nishneangarsk (mit Anschluß an die BAM) sowie Kultuk an der Transsib ist erheblich schneller als die Bahn. Südwärts schwimmen Erze, Quarzite sowie Holz in der Verpackung gewaltiger „Einkaufsnetze" (Umweltschutz, gegen das Absinken einzelner Stämme!), nach dem Norden werden Industriewaren befördert, Maschinen, Landwirtschaftsgüter und Erdölprodukte. Vor allem wegen des Erdöls und der Treibstoffe heißt es auf der Hut sein (überraschenderweise hat man auch eine Verschmutzung durch natürliche Ursachen entdeckt; aus Spalten in der Tiefe des nordöstlichen Ufers tritt zeitweise Erdöl aus).

Ja, schwimmende Saubermänner müssen her. Den ersten besichtigten wir auf der kleinen Werft von Listwjanka: ein Schiff mit zwei aufrecht stehenden Behältern wie ein Chemikalientanker. Das Fahrzeug ist dazu bestimmt, ölverschmutztes Wasser aus Schiffskörpern zu übernehmen oder auch von der Oberfläche abzusaugen, nachdem eine Kette speziell dafür entworfener Schwimmkörper den Schandfleck eingekreist hat. Der größte Teil des aufgenommenen Wassers geht gereinigt in den See zurück, das Öl zur Sammelstelle, unverwertbare Rückstände werden verbrannt.

Abermals stellte sich heraus, daß der Baikal seine eigenen Ansprüche hat. Die an der Wolga entwickelte und erprobte Maschinerie zur Feinreinigung mußte mehrfach verbessert werden, ehe sie die Freigabe für den See erhielt...

Was die Schifferei im allgemeinen betrifft, die ist auf dem alles andere als harmlosen Binnensee kein Spazierenfahren. Kapitän Pesterew von der „Wereschtschagin" kann Geschichten erzählen über jenen Septembertag, als plötzlich ein Schneesturm losbrach, das immer bedrohlicher krängende Schiff mit Tonnen Eis überzog und für 48 Stunden manövrierunfähig machte, oder über die Mini-Tornados, eine noch ungeklärte Erscheinung der Natur: ...Bei klarem Wetter ein Wölkchen über dem See, das urplötzlich zum strudelnden Wolkenschlauch wird. Einmal bekam eine solche gewitterschwarze Säule vor den Augen von Zuschauern in Ufernähe einen stabilen Kutter zu packen und kenterte ihn auf der Stelle.

Zum Abschluß eine Tauchpartie,

Baikal in Stichworten:

Wassermenge 23 600 km³ (20 % des Weltvorrats, 80 % der Landesvorräte der UdSSR an ungefrorenem Süßwasser) – Gesamtfläche 31 500 km² – größte Länge 636 km, größte Breite 79 km. Gesamtlänge der Küstenlinie rund 2000 km – Meereshöhe des Wasserspiegels 456 m über NN, Maximaltiefe 1620 m (neueste Lotung vor Olchon) – es wurde festgestellt, daß der massive Urboden des aus drei Kesseln bestehenden Sees von Sedimenten bedeckt ist, die stellenweise eine Mächtigkeit von mehreren tausend Metern erreichen; 366 einströmende Flüsse lassen diese Schicht weiter anwachsen – Geologen vermuten einen unterirdischen Zufluß des Baikal aus Bruchzonen des Oberen Erdmantels in 70 bis 80 km Tiefe – mit heftigen Bewegungen der Erdkruste dauert im Bereich des Baikal-Rifts (Grabenzone) die Gebirgsbildung an, jährlich treten Erdbeben bis zu Stärke 7 auf; vor 120 Jahren sackte nach einem Erdstoß an der Selenga-Mündung ein größeres Gebiet fünf bis zehn Meter tief ab und wurde in Minutenschnelle überflutet.

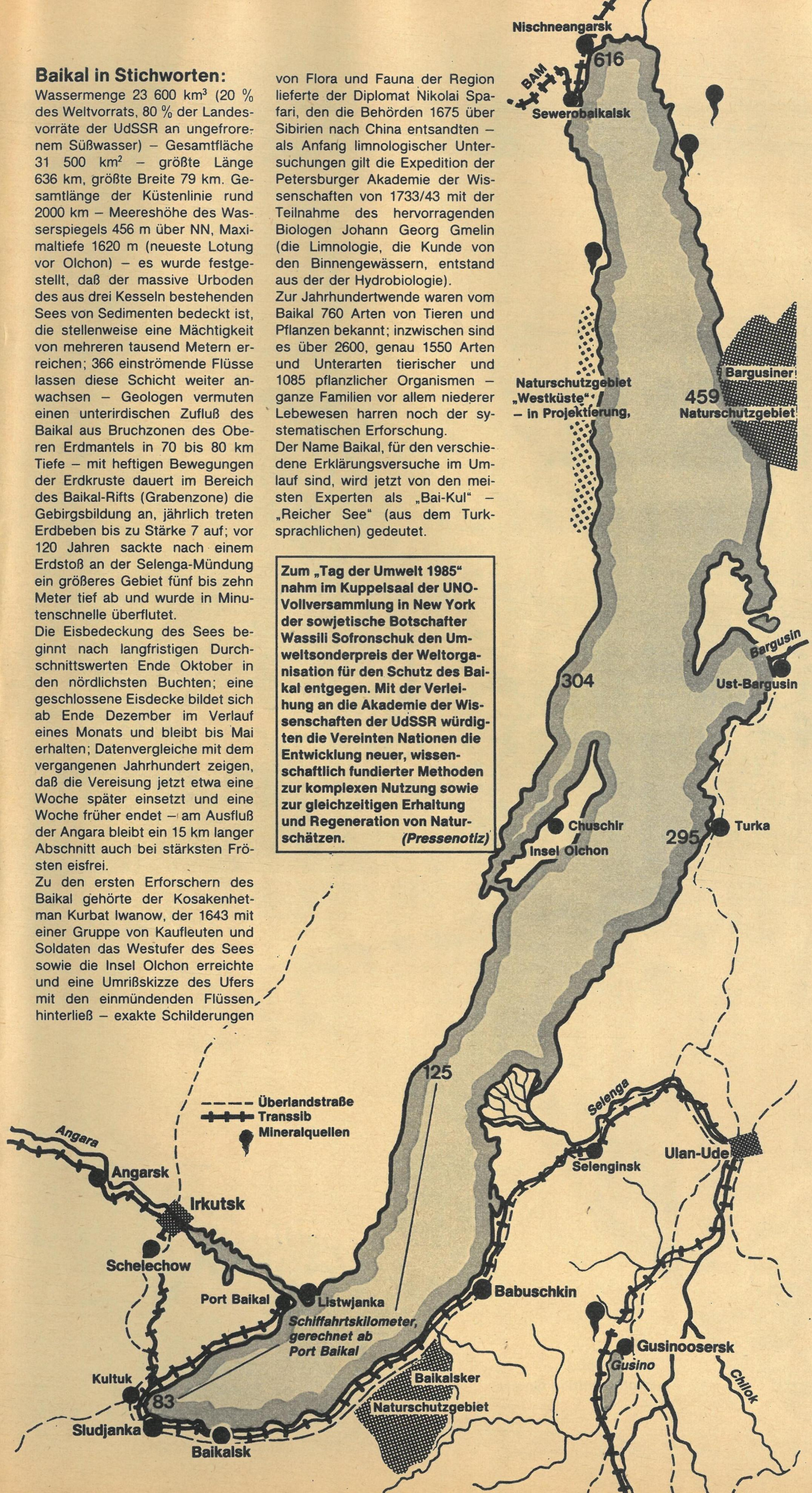
Die Eisbedeckung des Sees beginnt nach langfristigen Durchschnittswerten Ende Oktober in den nördlichsten Buchten; eine geschlossene Eisdecke bildet sich ab Ende Dezember im Verlauf eines Monats und bleibt bis Mai erhalten; Datenvergleiche mit dem vergangenen Jahrhundert zeigen, daß die Vereisung jetzt etwa eine Woche später einsetzt und eine Woche früher endet – am Ausfluß der Angara bleibt ein 15 km langer Abschnitt auch bei stärksten Frösten eisfrei.

Zu den ersten Erforschern des Baikal gehörte der Kosakenhetman Kurbat Iwanow, der 1643 mit einer Gruppe von Kaufleuten und Soldaten das Westufer des Sees sowie die Insel Olchon erreichte und eine Umrißskizze des Ufers mit den einmündenden Flüssen hinterließ – exakte Schilderungen von Flora und Fauna der Region lieferte der Diplomat Nikolai Spafari, den die Behörden 1675 über Sibirien nach China entsandten – als Anfang limnologischer Untersuchungen gilt die Expedition der Petersburger Akademie der Wissenschaften von 1733/43 mit der Teilnahme des hervorragenden Biologen Johann Georg Gmelin (die Limnologie, die Kunde von den Binnengewässern, entstand aus der der Hydrobiologie).

Zur Jahrhundertwende waren vom Baikal 760 Arten von Tieren und Pflanzen bekannt; inzwischen sind es über 2600, genau 1550 Arten und Unterarten tierischer und 1085 pflanzlicher Organismen – ganze Familien vor allem niederer Lebewesen harren noch der systematischen Erforschung.

Der Name Baikal, für den verschiedene Erklärungsversuche im Umlauf sind, wird jetzt von den meisten Experten als „Bai-Kul" – „Reicher See" (aus dem Turksprachlichen) gedeutet.

Zum „Tag der Umwelt 1985" nahm im Kuppelsaal der UNO-Vollversammlung in New York der sowjetische Botschafter Wassili Sofronschuk den Umweltsonderpreis der Weltorganisation für den Schutz des Baikal entgegen. Mit der Verleihung an die Akademie der Wissenschaften der UdSSR würdigten die Vereinten Nationen die Entwicklung neuer, wissenschaftlich fundierter Methoden zur komplexen Nutzung sowie zur gleichzeitigen Erhaltung und Regeneration von Naturschätzen. *(Pressenotiz)*



ein Blick in die Tiefen des Sees. Langsam sinkt die drei Personen fassende Gondel. Das Sonnenlicht wird zum dämmrigen Grün, dann erscheint es nur noch weißlich. Die Scheinwerfer flammen auf, fünf bis zehn Meter beträgt die Sichtweite. Bedrohlich rückt die steile Felswand des „Baikaltroges" näher…

„Keine Zeit für Angstgefühle, ich war damit beschäftigt, mich zu freuen, daß die Geologen mir einen Platz eingeräumt hatten," sagt Frau Professor Koschowa. Die weit über den Baikal hinaus bekannte Biologin war es, die vor einiger Zeit an einer Fahrt des Tieftauchapparates „Pisces" teilnahm. Beneidenswert ihr Erlebnis: „Man kennt die Klarheit des Baikal, aber diese kristallreine Durchsichtigkeit der Tiefe noch bei 500 Metern war überwältigend. In rosa Wolken schwebten die Epischuren, die wesentlich größeren Flohkrebse prunkten mit ihren Farben und Gestalten. Alle Antennen ausgespannt, zogen sie wie die Könige dahin."

Olga Michailowna ist die Tochter des Zoologen Professor Koschow, der vor fünfundzwanzig Jahren gegen übereilte Schritte am Baikal auftrat. Er gehörte zu denen, die das Projekt zur Vertiefung der ausfließenden Angara abwendeten und den See so vor nicht gutzumachendem Schaden bewahrten. Ein Film entstand nach Motiven der damaligen Auseinandersetzungen; der Streifen „Der See" zeigte einen Wissenschaftler, der für sein Paradies einsam stritt gegen dürres Unverständnis.

„Das war sehr polemisch, ein Produkt der ‚wilden sechziger Jahre'…" erläutert die Professorin. „Einige Zeit vor seinem Tode sagte mein Vater einmal, er wisse jetzt, daß er sich auf dem Höhepunkt der Konflikte zu mancher Einseitigkeit verstiegen habe. ‚Ich denke' – so seine Worte – ‚ihr werdet besser verstehen, daß ihr Verbündete seid, Biologen und Ingenieure'…"

In einer Wand des Kulturhauses Baikalsk haben die Erbauer, Komsomolzen von 1968, eine Kassette hinterlassen mit einem Gruß an die Jugend des Jahres 2018. – Wie mag der Baikal dann wohl aussehen?

Wenn es nach den heute Verantwortlichen geht, wird sich der See bis dahin mit einem Kranz von Kurbadeorten umgeben haben… Der Anfang des Programms: Die Schiffswerft, die nach dem neuen Hafenort Kultuk umzieht, räumt den Uferstreifen bei Listwjanka für Ferienheime und Sanatorien. Schrittweise werden Landschaftsteile in einen weitläufigen Nationalpark einbezogen.

Und natürlich wird man sich mit den Bären einigen müssen… Die, auf den Naturschutz bauend, waren in diesem Spätsommer so dreist, daß sie in den Gärten der Siedlung Listwjanka (nach sibirischen Begriffen fast am Stadtrand von Irkutsk) die Gurken und die Tomaten plünderten.

Zeichnung: Reiner Zieger

Baikalrobbe
Phoca sibirica Gmelin

Krebstiere
Epischura (1,6 mm)
Macrohectopus (bis 40 mm)

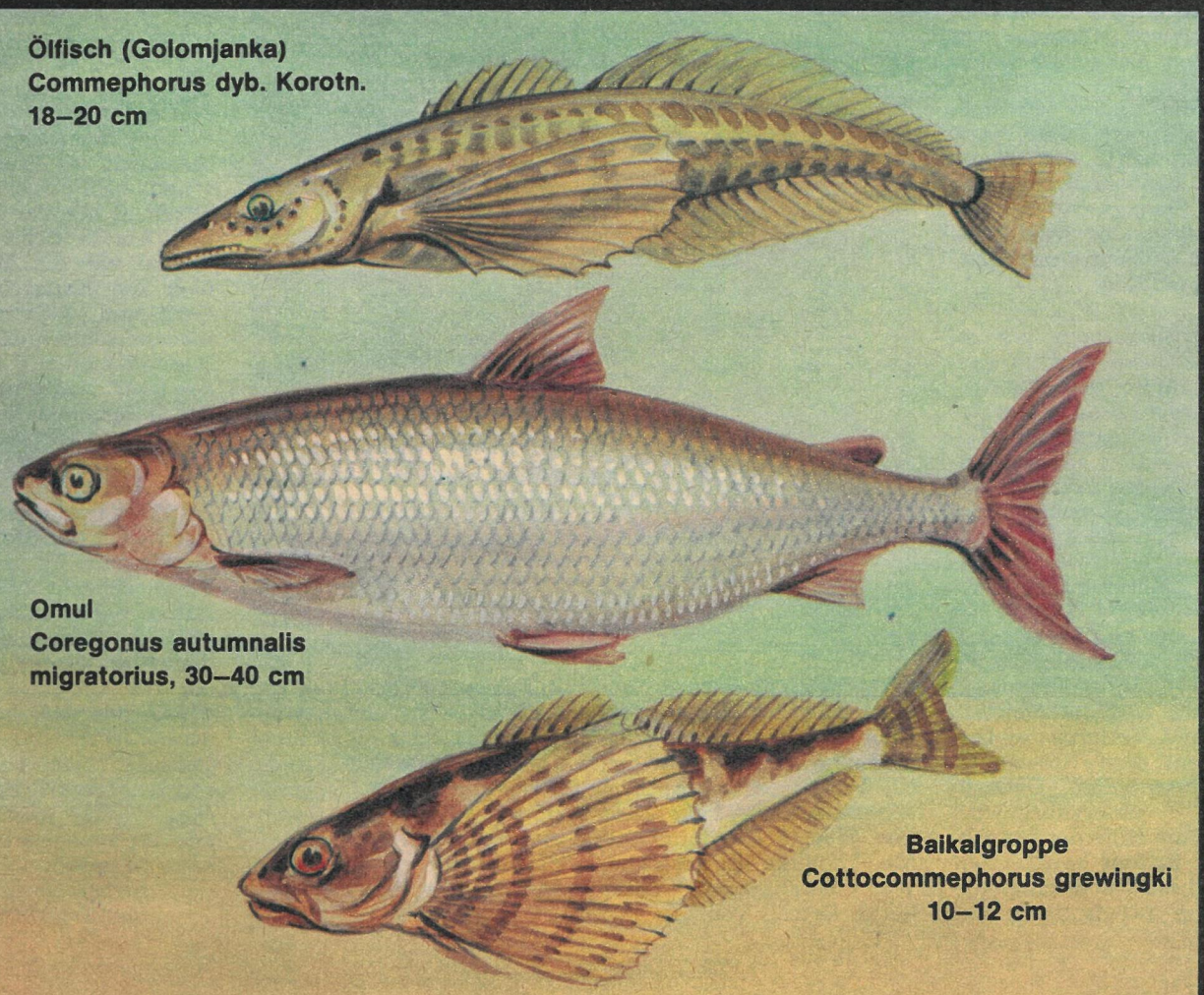
Am Brunnen der Welt

Charakteristische Bewohner des Baikal: Den weitaus größten Anteil an der tierischen Biomasse des Gewässers haben Kleinkrebse – wie der winzige Hüpferling Epischura, der sich von dem mikroskopisch feinen Geschwebe des Algen- und Bakterienplanktons nährt. Er wiederum ist Hauptnahrung des Flohkrebses Macrohectopus, dessen Sippe mit über 250 verschiedenen Arten hier vertreten ist, davon fast 200 endemisch, nur im Baikal vorkommend. Auf der nächsten Nahrungsstufe befinden sich die eigenartigen Bullkopffische (Groppen) sowie der ganz und gar einmalige Ölfisch. Dieser, die schuppenlose, durchscheinende Golomjanka, verblüfft die Wissenschaftler durch seine Fähigkeit, aus der größten Tiefe des Sees mit dem ungeheuren Druck von 160 Atü in einem Zuge bis zur Oberfläche emporzusteigen. Junge Groppen werden ebenso wie Kleinkrebse vom Omul, dem wichtigsten Speisefisch des Baikal, in Mengen verzehrt. Dr. Galasy setzt für den Bau der Körpermasse eines Fressers das Zehnfache des Gefressenen an und gelangt zu erstaunlichen Ergebnissen. Demnach werden für ein Kilogramm ausgewachsenen Omuls mindestens 10 kg Groppen und Flohkrebse = 100 kg Hüpferlinge = 1000 kg Plankton benötigt. Also eine Tonne Biomasse für ein Kilo Speisefisch!

Einziges Säugetier im Baikal ist die verhältnismäßig kleine Ringelrobbe, deren frühe Vorfahren von der Küste des Nördlichen Polarmeeres stammen. Die sogenannte Nerpa bringt ihren Nachwuchs während des Spätwinters in Schneehöhlen auf dem Eis zur Welt. Erforscht wird der biologische Mechanismus, der es den Tieren ermöglicht, sich zwischen weit entfernten Atemlöchern in der Eisdecke zuverlässig zu orientieren sowie bis zu einer Stunde und länger ohne Sauerstoffaufnahme unter Wasser zu bleiben.

Bei Weibchen wurde ein Höchstalter von 56 Jahren festgestellt; die Fruchtbarkeit reicht bis zum 40. Lebensjahr. Als Anpassung an die jahreszeitlichen Verhältnisse ist die Erscheinung zu deuten, daß der befruchtete Keimling im Mutterleib einer „Entwicklungspause“ von reichlich drei Monaten unterliegt. Den gegenwärtigen Bestand der Baikalrobbe von etwa 70 000 Exemplaren schätzen die Limnologen als optimal ein; 5000 bis 6000 Stück beträgt die vorgeschlagene Nutzungsquote. An Edelfischen sollten zur Zeit nicht mehr als 200 Tonnen Baikalstör und 2000 Tonnen Omul im Jahr gefangen werden.

Bild oben: Als unantastbarer Schutzwald umgibt Ostsibiriens Taiga den Baikal, hier an der „Quelle“ der ausströmenden Angara.



Ölfisch (Golomjanka)
Commephorus dyb. Korotn.
18–20 cm

Omul
Coregonus autumnalis migratorius, 30–40 cm

Baikalgroppe
Cottocommephorus grewingki
10–12 cm

● Wörtlich

Die Produktion von immer mehr Waffen ist schizophren, wenn man bedenkt, daß die gegenwärtig angehäufte Atomkraft über dreißig Jahre lang täglich die gleiche Zerstörungskraft bieten kann wie die des zweiten Weltkrieges. Man sollte sich wirklich langsam fragen..., ob durch Aufrüstung der Frieden sichergestellt werden kann oder ob das nicht der falsche Weg ist.
Gerd Nagel, Jurastudent, BRD, Medaillengewinner bei Welt- und Europacups im Hochsprung

● Kurz berichtet

Eine 35bändige Ausgabe der gesammelten Werke von Alexander Puschkin bereitet das Institut für Russische Literatur der Akademie der Wissenschaften der UdSSR vor. Sie soll bis 1999, dem 200. Geburtstag des Dichters, abgeschlossen sein.

Im Viljandi-See (Estnische SSR) entdeckten Taucher der Klubs „Vikar" und „Triton" ein Waffen-„Arsenal". Die 400 alten Schußwaffen hatten revolutionäre Bauern einer Einheit der zaristischen Armee abgenommen und im See versenkt.

Das Beladen einer IL 76 auf dem neuen Luftfracht-Terminal in Moskau-Scheremetjewo dauert nur 30 Minuten. Das sowjetisch-finnische Gemeinschaftsprojekt wurde kürzlich in Betrieb genommen. Die automatischen, computergesteuerten Hochregallager können gleichzeitig dreitausend Tonnen Güter aufnehmen.

Auf der Lenin-Werft Gdańsk wurde das erste Katamaran-Passagierschiff gebaut, das dieser Tage für die sowjetische Schwarzmeer-Flotte in See stach. Die „Chadshibej" bietet 360 Passagieren allen Komfort.

Bis zum Kilometer 8 ist der Kanal von Poarta Alba nach Midia – wichtiges Wasserstraßenprojekt Rumäniens – jetzt ausgebaut. Nach Fertigstellung sollen auf dem 31 Kilometer langen Schiffsweg jährlich etwa 4,5 Millionen Güter transportiert werden.

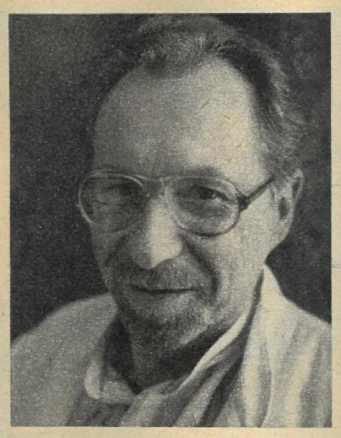
Igel, durch Umweltgifte und rollenden Verkehr besonders gefährdet, stehen in der ČSSR auf der Liste zu schützender Tiere. Ein Prager Igel-Klub kümmert sich besonders um elternlose Jungtiere.

Schnelle Hilfe für Kairakkum

Unter der Erde donnerte und brodelte es in dieser Nacht zum 14. Oktober in der nordtadshikischen Industrieregion. Ein Erdbeben der Stärke acht auf der Richterskala riß mit unvorstellbarer Kraft Straßen auf, brachte Fabrikgebäude und Wohnhäuser zum Einsturz, tötete und verletzte Menschen und machte Tausende obdachlos. Die Städte Leninabad, Tschkalowsk, Gafurow und vor allem Kairakkum waren betroffen.
Über die ersten Hilfsmaßnahmen sprach FREIE WELT mit dem Leiter der Hilfsabteilung der Gesellschaft des Roten Kreuzes und des Roten Halbmondes der UdSSR, Michail Jossifowitsch Pawlow, in Moskau:

„Sofort begannen wir zu helfen. Dabei war ein ganzer Komplex von Maßnahmen gleichzeitig zu bewältigen, denn in und um Kairakkum waren alle Telefonverbindungen zerrissen, das Kraftwerk – neben dem Epizentrum gelegen – gab keinen Strom. Aus den Straßen in Kairakkum, die nicht zerstört waren, kamen die Einwohner und versammelten sich vor dem Gebäude des Stadtparteikomitees, um ihre Hilfe anzubieten, Tote und Verletzte zu bergen, mit dem Notwendigsten auszuhelfen, Obdachlose unterzubringen." Durch die Hilfe der benachbarten Rayons konnte sehr schnell die Nachrichtenverbindung provisorisch wiederhergestellt werden. Michail Pawlow, der für die Koordinierung der Hilfsmaßnahmen verantwortlich ist, berichtete weiter: „Am wichtigsten war, Zelte, Dekken, warme Kleidung und Medikamente zu schicken. Wir beschlossen, dafür einen Betrag von 700 000 Rubel zur Verfügung zu stellen." In den ersten Stunden nach der Mitteilung über die Naturkatastrophe klingelten im Moskauer Büro des Roten Kreuzes ununterbrochen die Telefone. Bürger riefen privat an, andere im Namen einer ganzen Betriebsbelegschaft und fragten, wie sie helfen können. Wieder wurde die große gesellschaftliche Kraft des sowjetischen Roten Kreuzes und des Roten Halbmondes deutlich. 110 Millionen Mitglieder zählt die Organisation, und dementsprechend groß sind die personellen und materiellen Möglichkeiten. Man kann sagen, das ganze Sowjetland leistet den Bebengeschädigten Hilfe. Selbstverständlich hilft dabei auch schnell und unbürokratisch die Aeroflot. Und Michail Pawlow fügt hinzu: „Lassen Sie mich als Beispiel für schnelle Hilfe auch das Erdbeben in Mexiko City nennen: Am 20. September erhielten wir die Mitteilung über die Katastrophe aus Genf, und 13 Stunden später war schon unsere erste Maschine mit Hilfsgütern in der Luft!" Auf dem Katalog der Maßnahmen für Tadshikistan – so Michail Pawlow – steht jetzt die Versorgung der Verletzten und Erkrankten sowie der Obdachlosen an erster Stelle. Auch die Fürsorge für die 9 in der Unglücksnacht geborenen Babys in Kairakkum. Zelte genügen bald nicht mehr, denn der Winter steht vor der Tür. Da die Zerstörungen in den Altbaugebieten, deren Wohnhäuser nicht seismisch geschützt gebaut wurden, besonders hoch sind, werden jetzt Siedlungen aus beheizbaren Fertighäusern errichtet.

Jürgen Geitner (Text)
Igor Teterin (Bild)



Die Humboldts und die Welt

Auskünfte für FREIE WELT gab Dozent Dr. sc. Ulrich Zückert, Direktor für Internationale Beziehungen der Humboldt-Universität zu Berlin.

Beim Blättern in Dokumenten der jüngeren Geschichte stieß ich auf einen Artikel des Westberliner „Tagesspiegel" vom 18. Oktober 1946. Er schließt mit dem marktschreierischen Satz, man werde die Berliner Universität „von der kulturellen Liste Deutschlands streichen". Inzwischen ist Ihre Alma mater doch wohl auf vielen Listen vermerkt?

Eigentlich ist mein Arbeitsbereich schon ein Stück Antwort. Diese Beziehungen, wie sie 60 Verträge mit 23 Ländern rund um den Erdball widerspiegeln, können nicht mehr en passant abgewickelt werden. Der gute Name unserer Universität drückt sich auch in unserer Mitarbeit in internationalen wissenschaftlichen Organisationen aus. So steht zum Beispiel Prof. Dr. sc. Klix der Internationalen Union für psychologische Wissenschaften als Präsident vor; Professor Dr. sc. Klare vertritt unsere Alma mater als Vizepräsident der Internationalen Föderation der Fremdsprachenlehrer; Mitglied in der Internationalen Gesellschaft für künstliche Organe ist Dozent Dr. sc. Dietmar Scholz.

Die Universitäten der sozialistischen Länder zählen zu den ältesten Partnern. Wer sind die jüngsten?

Im März dieses Jahres kam die Universität von Athen hinzu, 1984 waren es Rom und Wien. Die Verträge mit den sechs japanischen Universitäten haben schon Tradition. Unter den ältesten Partnern wiederum der älteste ist die Moskauer Staatliche Universität. 1958 wurde der erste Vertrag unterzeichnet.

Partnerschaft heißt vor allem enger wissenschaftlicher Kontakt und Kooperation. Welches Beispiel steht besonders dafür?

Ich möchte die Kooperation mit den Moskauer Kollegen nennen. Sie weist eine große Palette von gemeinsamer Grundlagenforschung bis zur Diskussion über eine partielle Annäherung der Lehrinhalte in bestimmten Studienphasen einzelner Disziplinen auf. Wissenschaftler der Humboldt-Universität und der Lomonossow-Universität haben gemeinsam Lehrbücher geschrieben und arbeiten an einer Vielzahl volkswirtschaftlich bedeutsamer Themen, u. a. auf dem Gebiet der Halbleiterphysik. Mit dem Syssin-Institut z. B. ist eine wichtige gemeinsame Forschungsarbeit zum Umweltschutz abgeschlossen worden.

Gibt es innerhalb der bestehenden Abkommen neue Projekte, die angestrebt werden?

Sie sind Teil des kommenden Fünfjahrplanes. Mit der Karls-Universität Prag wird es ein Zusammengehen auf dem Gebiet der Biotechnologie geben, und mit Hochschuleinrichtungen in Polen wird ein so wichtiges Thema wie die bessere Ausnutzung des Getreides für unsere Ernährung bearbeitet.

Welche Bedeutung hat die Humboldt-Universität für die Entwicklungsländer?

Vor allem im Bildungs- und Gesundheitswesen ist unsere Universität ein gefragter und geachteter Partner, der sich den Traditionen Humboldts verpflichtet fühlt. Ich möchte die Ärzte der Charité erwähnen, die in Angola und Äthiopien tätig sind, medizinische Hilfe leisten und gleichzeitig als Lehrende wirken.

Die Tradition, die Ehrendoktorwürde zu verleihen, ist so alt wie die Alma mater unserer Hauptstadt – im Oktober sind es 175 Jahre. Wer waren die ersten, die damit geehrt wurden, und wieviel Doktorhüte hat man insgesamt vergeben?

Die ersten Ehrendoktorhüte wurden an die siegreichen Feldherrn der Befreiungskriege gegen die Napoleonische Fremdherrschaft, u. a. an Blücher, Gneisenau und Yorck vergeben. Und die erste Persönlichkeit, die nach der Wiedereröffnung 1947 die Auszeichnung entgegennahm, war einer der Großen der deutschen Literatur: Heinrich Mann. Insgesamt hat unsere Alma mater in den 175 Jahren 245mal die Ehrendoktorwürde verliehen.

Interview: Ina Stritzke

Feuer über Jerewan

Eine knallrote Fackel reckt sich über dem Gipfel des Zizernagaberd über hundert Meter hoch in den Himmel, Rauchwolken verdüstern die Morgensonne über Armeniens Hauptstadt. Schawarsch Karapetjan traut seinen Augen nicht: Dort, wo er vor wenigen Monaten als neuer Direktor des „Hauses der Wissenschaft und Technik für Kinder" begonnen hatte, dort oben brennt es! Aus dem gewohnt geruhsamen Morgengang zur Arbeit wird ein hastiger Lauf bergan. Ungezählte Männer rennen neben ihm, Freiwillige, die zu retten suchen, was zu retten ist. Der Stolz aller Jerewaner, der neue Sportpalast, droht, in der Feuersbrunst unterzugehen. Löschfahrzeuge überholen sie. Höchste Alarmstufe für die

gesamte Hauptstadt! Als die Freiwilligen die Brandstätte erreichen, kämpfen schon über 100 Feuerwehrmänner mit dem Element, das alles zunichte macht. Die Flammen haben das gesamte Gebäude erfaßt, gelbrote Schlangen züngeln über die riesige Palastkuppel, holen sich im orkanartigen Wind, der um den Berggipfel heult, immer neue Kraft. Das Dach! Spezialisten und Helfer müssen es vor dem Einsturz bewahren. „Geben Sie mir ein Sauerstoffgerät!" bittet Karapetjan einen Offizier. Doch das verstößt gegen die Sicherheitsvorschriften, zumal der Freiwillige ohne Schutzanzug dasteht. Karapetjan winkt ab, gießt sich eine Tüte Milch hinter die Kehle und stürzt die Treppen hoch. Im obersten Geschoß richten bereits mehrere Löschkommandos 30-Zentimeter-Rohre auf die qualmende Dachkonstruktion. Angestachelt vom Rettungswillen vervielfachen sich die Kräfte Schawarsch Karapetjans. Allein dirigiert er den schweren, roten Löschschlauch, der sich unter dem überstarken Wasserdruck wie ein gefangener Python windet. Die Feuerwehrmänner bändigen die großen Löschspritzen nur zu dritt oder viert. Über drei Stunden weicht Karapetjan der Gefahr nicht einen Schritt. Jetzt aber, eingehüllt in giftiggelbe Schwaden schwelender Plaststoffe, verliert er das Bewußtsein. Zwei Männer in Schutzanzügen tragen Schawarsch Karapetjan ins Freie und erkennen in ihm einen der populärsten Armenier, dessen Ruhm über die Grenzen seines Landes hinausdrang. Einst vielfacher Weltrekordler im Flossenschwimmen hatte „Schawo" aus dem herbstkalten Wasser des Jerewaner Stausees zwanzig scheinbar rettungslose Menschen herausgetaucht. Mit einem defekten Trolleybus waren sie vom Staudamm in die Tiefe gestürzt (siehe FW 12/83). Auch dieses Mal, bei einem der schwersten Brände Jerewans, schonte er sein Leben nicht, erwachte Schawarsch Karapetjan aufs neue in der Reanimationsabteilung des Städtischen Krankenhauses. „Was macht der Palast?" war seine erste Frage.

Volker Hempel

Lebensabend in Geborgenheit

Es ist ein Ausdruck der Achtung und Dankbarkeit der Gesellschaft gegenüber den Veteranen, und es ist gleichzeitig ein schöner Brauch, der sich da in 40 Jahren DDR-Geschichte entwickelt hat: Zu Geburtstagen und Auszeichnungen, zum Frauentag und zu Ehejubiläen älterer Bürger unserer Republik kommen Glückwünsche der Volkssolidarität ins Haus. Per Post oder überbracht von einem der 183 000 ehrenamtlichen Volkshelfer, die in ihren Wohngebieten die 14 316 Ortsgruppen unterstützen, um damit den Rentnern auch nach dem Ende ihrer Berufstätigkeit das Gefühl des Gebrauchtwerdens und der Geborgenheit zu vermitteln. So zum Beispiel in den jährlich über 330 000 Veranstaltungen der Ortsgruppen und der 906 Klubs und Treffpunkte der Volkssolidarität, die nach der Gründung der Organisation am 24. Oktober 1945 entstanden sind. Als auf Anregung des Bezirksausschusses Halle am 15. Dezember 1956 in der Saale-Stadt der erste Klub der Volkssolidarität seine Pforten öffnete, fiel damit der Startschuß für die Einrichtung weiterer kulturell-politischer Treffpunkte für die Veteranen. Bis 1960 erhöhte sich die Zahl der Klubs auf 132, 1961 schon auf 213. Hier wurden im gleichen Jahr nicht nur über 40 000 Veranstaltungen angeboten; täglich stellten Betriebe, Schulen und Gaststätten 6800 kostengünstige Mittagsmahlzeiten für Rentner zur Verfügung. Im Jahre 1970 konnten bereits 27 000 Essenportionen ausgegeben werden. Seit etwa zehn Jahren haben besonders hilfsbedürftige Rentner die Möglichkeit, ein warmes Mittagessen in den eigenen vier Wänden einzunehmen – von den gegenwärtig 196 000 Portionen werden 57 000 durch Hauswirtschaftspflegerinnen und Volkshelfer direkt ins Haus gebracht. Doch den Mitgliedern und Helfern der Volkssolidarität geht es nicht nur um die Pflege der älteren Bürger (derzeit werden rund 79 000 Rentner von 40 000 Hauswirtschaftspflegerinnen unterstützt). Wichtig vor allem ist die Einbeziehung der Veteranen ins gesellschaftliche Leben, ihre Hilfe bei der Verschönerung der Wohngebiete, ihr enger Kontakt auch zur jungen Generation, der sie eine Menge an Lebenserfahrung weiterzugeben haben. *Gabriela Wehrmann*

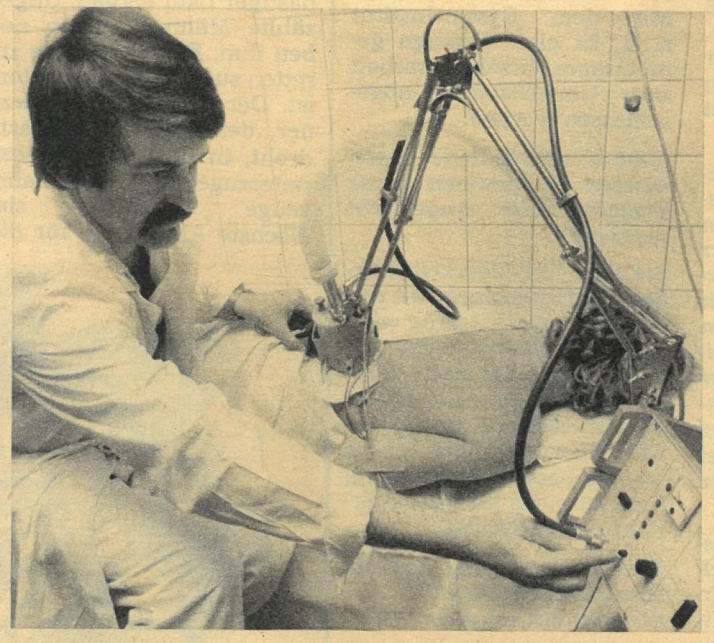
Späte Heimkehr

„Meine Freude wird sicher nur der begreifen, der selbst einmal in der Fremde gelebt hat", sagte Tatjana Skudikowa. „Nun endlich habe ich Ruhe und Glück gefunden." Die Siebzigjährige, die aus den USA zu ihrer Schwester zu Gast gekommen war, entschied sich dafür, nicht mehr nach Boston zurückzukehren, wo man „in ewiger Angst lebt" und wo „Rowdytum und Erpressung zum Leben gehören". Frau Skudikowa war in Smarshenzy, einem kleinen Dorf bei Winniza in der Ukraine, geboren worden. Von hier wurde sie während der Okkupation ihrer Heimat durch die Hitlertruppen im zweiten Weltkrieg nach Deutschland verschleppt und später in die USA verschlagen. Dort lernte sie kennen, was Kampf ums Dasein ist. Nach langer Arbeitslosigkeit fand sie Beschäftigung auf einer Farm, dann in einer Schuh- und einer Zuckerwarenfabrik und in einem Fleischverarbeitungskombinat. Und immer verdiente sie nur wenig mehr als die Hälfte dessen, was ein Mann für die gleiche Arbeit bekam. Tatjana Skudikowa, die auf Touristenreise in der Sowjetunion war, hatte lange Zeit vergebens nach ihren Verwandten gesucht, bis ihr einfiel, was sie längst hätte tun sollen: Sie schickte einen Brief in ihr Heimatdorf. Und hier nun wollte der unberechenbare Zufall, daß die Briefträgerin Larissa Fedortschuk, eine alte Freundin ihrer Schwester Maria, deren neue Wohnadresse in Pereslawel-Salesski kannte. Dort nun, in der alten, 1152 gegründeten Stadt, konnten sich die Schwestern, die sich seit 1943 nicht mehr gesehen hatten, in die Arme schließen. Sie, die immer von der Rückkehr in die Heimat geträumt und deshalb die Staatsbürgerschaft der USA nicht angenommen hatte, wohnt nun bei ihrer Schwester, wird jedoch bald in eine neue Wohnung einziehen. Valeri Schewtschenko, Schlosser eines Autoreparaturwerkes, der auch mit ihrer Stimme in den Stadtsowjet gewählt worden war, traf sich mit ihr, um ihr die künftige Wohnung in einem Neubauviertel zu zeigen, bei deren Einrichtung ihr Sergej Noskow, der Vorsitzende des Exekutivkomitees des Stadtsowjets, jede Hilfe anbot. Tatjana Skudikowa, die die Rückkehr in die Heimat als zweite Geburt empfindet, will lange leben. Ein verständlicher Wunsch, der in ihrem Alter medizinische Betreuung voraussetzt. Von nun an wird die neue Einwohnerin der alten Stadt einmal im Monat fachärztlich untersucht. Und sie hat sich noch nicht daran gewöhnt, daß dies kostenlos geschieht, da das Recht auf den Schutz der Gesundheit sowjetische Verfassungswirklichkeit ist. In Moskau, wo sie ihren Bruder Pjotr besuchte (auf unserem Foto mit Tatjana, links, und Schwester Maria), wurde sie im Forschungsinstitut für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten auf Gehörverlust hin untersucht. Im Frühsommer hatten Frau Skudikowa und ihre Schwester das ukrainische Heimatdorf besucht, waren nach gutem Brauch mit Brot und Salz begrüßt worden: Sie erkannte die Stätten ihrer Kindheit nicht wieder.

Natalja Kuprij

Tausendjährig

Kraft und Dynamik strahlen zwei Bronzelöwen aus, die kürzlich vor dem Nationalen Geschichtsmuseum in Sofia aufgestellt worden sind. Obwohl einander ähnlich, haben beide verschiedene Blickrichtungen: Während der eine auf den Leninplatz schaut, visiert der andere das Witoschagebirge und den danach benannten Boulevard an. Der „König der Tiere" ist bereits über eintausend Jahre das Symbol des bulgarischen Staates und auf vielen Brücken und Museumsvorplätzen zu finden.



Neuartig

„Apteron" heißt ein neues medizinisches Instrument zur Behandlung von bösartigen Oberflächentumoren durch Hyperthermie, das in den Prager TESLA-Werken entwickelt und jetzt zu klinischen Tests in das Radiotherapeutische Institut der tschechoslowakischen Hauptstadt überführt worden ist. Die Therapie beruht auf der durch Hochfrequenz erzeugten, elektromagnetischen Erwärmung von Krebsgewebe, das unter bestimmten Voraussetzungen besonders hitzeempfindlich reagiert und bereits bei Temperaturen von 41–45 Grad Celsius abstirbt.

Titelwürdig

Mit dem Titel „Doktor-Ingenieur ehrenhalber" wurde anläßlich des 125jährigen Bestehens der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar Professor Dr. Aleksandras Cyras geehrt. Der Rektor des Bauingenieurinstituts Vilnius setzt sich seit Jahren für die Erweiterung der Zusammenarbeit durch regelmäßige Gastvorlesungen, gemeinsame Forschungsarbeit und Diplomandenbetreuung ein.

Praxiskundig

An der Kiewer Ingenieurhochschule für Zivilluftfahrt werden Wartungsingenieure für Verkehrsflugzeuge, Ingenieure für Flugzeugausrüstungen und Spezialisten für Computertechnik für viele nationale Luftverkehrsgesellschaften in aller Welt augebildet. Die moderne Einrichtung der einzelnen Fakultäten, ein aerodynamisches Laboratorium, ein eigener Flugplatz sowie flugtechnische Trainingszentren und Versuchsgelände garantieren eine praxisnahe Berufsbildung.

BIB '85

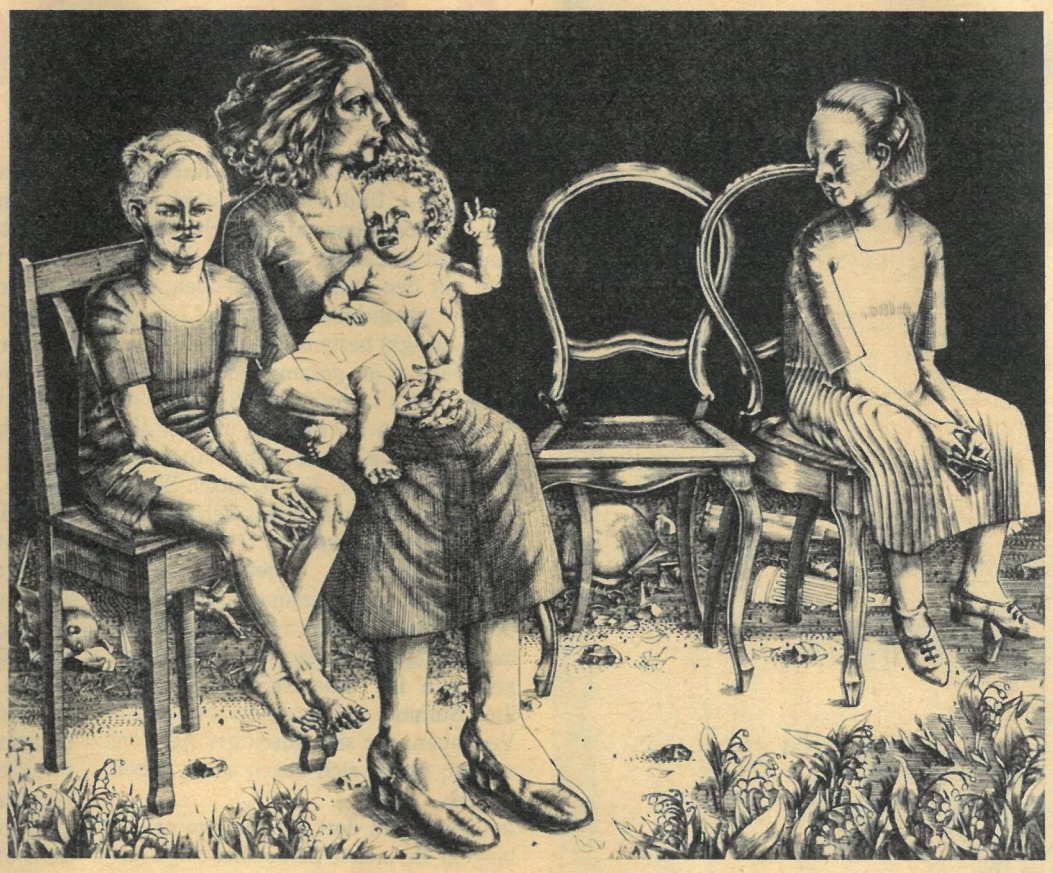
Serienmäßig

In der ČSSR ist eine neue Briefmarkenserie mit Illustrationen zu bekannten Kinderbüchern erschienen. Anlaß ist die jetzt stattfindende zehnte Biennale der Illustratoren in Bratislava.

Provinzielle Borniertheit

Der Leser stelle sich folgendes vor: Er betritt eine Buchhandlung und steht vor Regalen mit klaffenden Lücken, in denen erklärende Schilder ausliegen. „Beschlagnahmt, weil schmutzig, moralgefährdend, negativ ...“ Würde er sich nicht in einem bösen Traum wähnen, es habe ihn in eine Stadt verschlagen, die nicht von seiner Welt sei? Diese Städte sind nicht von unserer, jedoch von dieser Welt und rühmen sich, ein Land pluralistischer Meinungsvielfalt zu vertreten. In Texas, Wisconsins, Minnesota, Virginia ..., kurz, in siebenundvierzig von fünfzig US-Bundesstaaten wüten Gesinnungsbehörden besonderer Art. In siebzehn Fällen veranlaßten sie gar Bücherverbrennungen. Wer wählt die Titel für diese Scheiterhaufen? Da lebt beispielsweise in Texas das kreuzbigotte Ehepaar Mel und Norma Gabler, das es sich seit mehr als zwanzig Jahren zur Ehre anrechnet, die Nation zu formen. Was nicht gelesen wird, kann nicht ins Bewußtsein vordringen, ist die Maxime des Saubermanns samt -frau. Jährlich legen sie den obersten Behörden über vierzig Buchtitel vor – im ganzen Land sind es über tausend –, die auch prompt als „unamerikanisch“, „schmutzig“, „lästerlich“ auf den Index gesetzt werden. Dreiser, Hemingway, Steinbeck, Salinger, Baldwin und weitere US-Autoren, Heine und Marx stehen hier im besten Einvernehmen. Wer oder was verleiht dieser provinziellen Borniertheit die Machtvollkommenheit, Schulen und Bibliotheken das Beste an Menschheitsdenken zu rauben? Vereinigungen wie die „Gabler Educational Research Analysts“ haben, aus Tausenden Geldquellen gespeist, Imperien aufgerichtet, die in bester Übereinstimmung mit der offiziellen Politik den Part der Inkriminierung und Drangsalierung kritischen Denkens übernommen haben. Doch namhafte Schriftsteller, Publizisten, Buchhändler und Bibliothekare fanden sich kürzlich zur „Woche der verbotenen Bücher“ zusammen, um die verfolgten Bücher auszustellen und über sie zu sprechen. Unter anderem retteten sie auch die Ehre des Autors Benjamin Franklin, dem die Unabhängigkeitserklärung der USA, als „unamerikanisch“ zur Last gelegt wird.

Hans Bergmann



10 mal 100 Ausgewählte

1976 sah der Leipziger Grafiker Karl-Georg Hirsch erstmals seine Idee verwirklicht, Künstler der DDR könnten die grafischen Blätter, die sie für ihre gelungensten eines Jahres halten, zum Wettbewerb einreichen und sich einer Jury stellen, die eine Ausstellung „100 ausgewählte Grafiken“ gestaltet. Veranstalter waren von Beginn an der Verband Bildender Künstler und der Staatliche Kunsthandel. 1985 ist auch der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft hinzugekommen. Seine beiden Preise vergab er im vierzigsten Jahr nach dem Sieg über den Hitlerfaschismus an Joachim John und Ronald Paris, deren Arbeiten dem Thema des 8. Mai 1945 verpflichtet sind. Die „100 ausgewählten Grafiken 1985“ werden im Oktober und November in sieben Galerien gezeigt – in Berlin, Cottbus, Dresden, Karl-Marx-Stadt, Leipzig, Rostock und Suhl. Sie geben einen Einblick in das aktuelle Schaffen – die zehnmal hundert Grafiken, die seit 1976 präsentiert wurden, in die Vielfalt engagierter künstlerischer Äußerungen in unserem Land. FW zeigt mit Baldwin Zettls Kupferstich zu Alexej Surkows Gedicht „Leben und Traum“ (oben), Bernd Kerkins „Gehöft“ (links) und Ulrich Hachullas Farbradierung „Tanz“ (unten) drei der Exponate.

Constanze Treuber

● Erfahrenes

Ich spiele lieber gegen stärkere Gegner. Wenn ich müde bin, verliere ich manchmal mein Realitätsgefühl und begehe dann in entscheidenden Situationen schwerwiegende Fehler gegen Schwächere.

Lajos Portisch, Ungarischer Schach-Großmeister

● Am Rande

Am eigenen fachlichen Können zweifelten mongolische Landvermesser, als sie einen früher von ihnen kartierten Felsblock um einige Meter „verrückt“ vorfanden. Erst eine Untersuchung des sich mehrmals verworfenen Dauerfrostbodens, der den Koloß in Bewegung gesetzt hatte, stellte ihre Berufsehre wieder her. – Die Steine selbst, so schwer sie sind ...

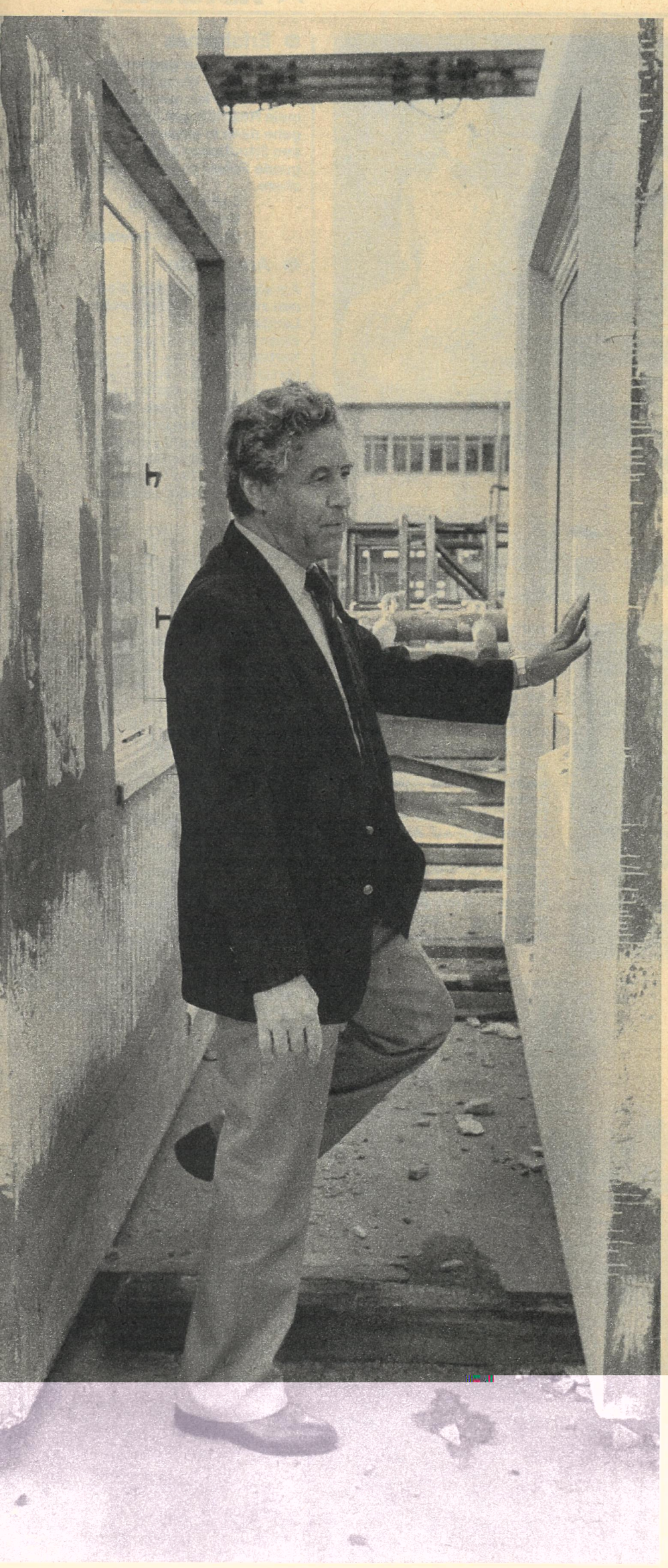
● Persönliches

Mit sprichwörtlichem Immenfleiß trug Hat Surab Makaschwili aus Tbilissi eine originelle Sammlung zum Thema „Bienen“ zusammen. Sie enthält an die 300 Medaillen, Briefmarken, Postkarten, Münzen und Geldscheine. Als Doktor der Biologie verfaßte er auch ein 77 000 Wörter umfassendes Nachschlagewerk zur Imkerei.

Der ungarische Erfinder Ferenc Puskas erhielt für die von ihm entwickelte Methode zur rentablen und effektiven Anwendung von Granit im Bauwesen einen Ehrenpreis der UNIDO. Es ist bereits das vierte von ihm erfundene Verfahren zur industriellen Nutzung von Mineralien, das internationalen Erfolg errang.

Der Mitarbeiter der Gebiets-Philharmonie von Zelinograd, Andrej Makarow, hat ein Unterhaltungsprogramm vorbereitet, in dessen Hauptrollen Roboter auftreten werden. Die von ihm selbst konstruierten „Schauspieler“ singen sogar.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: L. Willmann, TASS/Meteliz, Sofia-Press/Rafaeljan, ČTK/Matička, C. Bach, „Durch die Sowjetukraine“, ČTK; Repro: I. Ripke (3); Zeichnung: K. Fischer; Vignette: D. Schüler.



Adresse: Lehmann

Ziemlich unzureichend, diese Anschrift. Zugegeben. Und doch würde ich wetten: Die Post käme an! Denn Heinz Lehmann ist in Laußig (nicht zu verwechseln mit den ähnlich klingenden, aber anders geschriebenen Orten Lausick und Lausigk) bestens bekannt, wie darüber hinaus im gesamten Kreis Eilenburg (Bezirk Leipzig). Hier leben 52 000 Menschen. 14 700 gehören unserer Millionenorganisation an, sind Mitglieder der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Heinz Lehmann ist ihr Kreisvorsitzender. Bereits seit einem Jahrzwölft. Zuletzt wiedergewählt in dieses Ehrenamt auf der Kreisdelegiertenkonferenz am 14. September im Laußiger Klubhaus der Betonwerker. Alle 155 Delegierten gaben ihm ihre Stimme, gaben einem Mann das Vertrauen, der sich allseitiger Achtung erfreut, die er sich durch seine Arbeit erwarb.

Ich lernte ihn dort kennen, wo er seit langem die meiste Zeit seiner Tage verbringt: im VEB Betonwerke Laußig, einem Großbetrieb der Baumaterialindustrie, dem größten der Republik. Seit 14 Jahren ist Heinz Lehmann hier Betriebsdirektor. Mit nicht zu übersehendem und nicht zu überhörendem Stolz zeigte er mir in langgestreckten, lichtdurchfluteten, nahezu menschenleeren Werkhallen, mit welcher Technik heute tonnenschwere Stahlbetonelemente im Drei-Schicht-Rhythmus entstehen. Viele Prozesse werden mikroelektronisch gesteuert. Und mikroelektronische Bauelemente (Foto rechts) als Rationalisierungsmittel für das gesamte Betonleichtbaukombinat mit Sitz in Dresden kommen auch aus kombinatseigener Produktion – aus dem Werk Kemberg, das heute Teil von Lehmanns Laußiger 2500-Mann-Betrieb ist und zugleich jenes Werk, wo er einst begann.

Heinz Lehmann, von dem seine Mitstreiter sagen, daß er bei jeder Sache Niveau verlangt, ein entschiedener Gegner des Mittelmaßes und also ein Unbequemer für Bequeme sei, ist ein Gesprächspartner, mit dem zu reden Spaß macht. Auch wenn er mehr von seinem plantreuen, gewinnbringenden Betrieb erzählt als von sich selbst, weil er es eigentlich für überflüssig hält, daß über ihn geschrieben wird. Die große Verantwortung, die er als Leiter trägt, hat ihn nicht unnahbar gemacht. Im Gegenteil. Ihm danke ich, daß meine höchst verschwommenen Vorstellungen über den vielfältigen Einsatz von Stahlbetonelementen ein paar Konturen gewannen.

Jetzt weiß ich, daß in allen neuen Autobahnbrücken – in denen, die so schön schlank sind –, schwere Brocken aus Laußig stecken. Und daß Laußiger Fertigteile im Schornsteinbau möglich machen, die Montagezeiten bei Höhen von hundert Metern von bisher rund 8 Monaten auf – sage und schreibe – 21 Tage zu verkürzen. Laußiger Spannbetondruckrohre, Träger des Gütezeichens Q, werden zu Trinkwasserfernleitungen. Und Laußiger Gasbeton hilft bei der Verwirklichung unseres Wohnungsbauprogramms, wird zu montagefertigen Außenwandelementen und zu Handmontagesteinen in verschiedenen Größen. Auch für den Bevölkerungsbedarf. Und den Export! In Kemberg sind in den letzten Jahren in waldreicher Umgebung Dutzende Eigenheime – auch das der Lehmanns – aus Gasbeton entstanden, schmucke Häuser mit enorm wärmeisolierenden Wänden. Die Laußiger Betonwerker können sich zu günstigen Bedingungen ihr eigenes Haus aus Gasbetonsteinen bauen, und verdiente Arbeiter bekommen von ihrem Betrieb laut BKV-Vereinbarung – zusätzlich zum staatlichen Kredit – noch eine beachtliche finanzielle Unterstützung.

Stahlbeton, Spannbeton, Gasbeton. Die Laußiger machen Nützliches daraus für die vielfältigsten Zwecke. Ihre Erzeugnisse stecken im Staatsratsgebäude ebenso wie im Berliner Kino „Kosmos“, helfen beim Bau der Anlegebrücke im Fährhafen Mukran und beim Wachsen unserer Kernkraftwerke. Heinz Lehmann, Kommunist seit Jahrzehnten, Diplom-Staatswissenschaftler, Delegierter des 12. DSF-Kongresses, hat zu verantworten, daß alles klappt – die Tagesproduktion und der Gewinnplan, die Qualität und der Transport zu den vielen Kunden. Und der Kontakt zu seinen Kollegen. Wenn die sagen, „Lehmann kommt“, dann schwingt da Anerkennung mit für einen, der sich nicht hinter dicken Büromauern verschanzt, für

-Laußig

einen, der weiß, was Sache ist. Und er ist nicht unbeteiligt daran, daß die Betonwerker von Laußig auch in Sachen Freundschaft durchaus mitreden können. 82 Prozent von ihnen sind Mitglieder unserer Freundschaftsgesellschaft. Seit Jahren gibt es – nicht zuletzt dank des Einsatzes von Heinz Lehmann – vielerlei Kontakte zur benachbarten Einheit der Sowjetarmee. Und seit einem Jahr sind die freundschaftlichen Beziehungen vertraglich fixiert. Mit konkretem Inhalt: Sowjetische Offiziere diskutieren beispielsweise mit Laußiger Lehrlingen über Sinn und Zweck des Soldatseins im Sozialismus. Oder: Komsomolzen und FDJler messen ihre Kräfte bei Sport- und Schießwettkämpfen. Die Vielzahl der Begegnungen im Objekt und im Betrieb hat niemand gezählt.

Und wie steht's bei Bewährungssituationen? Heinz Lehmann, den ich das frage, braucht nicht lange zu überlegen. „Im kalten Winter 78/79 war unsere Kiesproduktion ins Stocken geraten. Das ansonsten mit einem ungarischen Schwimmgreiferbagger aus einem werkseigenen Gewässer geförderte, für uns so wichtige Material steckte steinhart gefroren unter Eis. Da halfen uns die Freunde ohne viel Worte mit schwerer Technik ..."

Auf der erwähnten Kreisdelegiertenkonferenz, auf der Heinz Lehmann erneut in sein Ehrenamt gewählt wurde, sprach in der lebhaften Diskussion auch eine Delegierte aus seinem Betrieb: Rosemarie Wabner vom DSF-Kollektiv „Rudolf Breitscheid" (einem von 64). „Künftig werden wir" – so sagte sie – „Produzent von Rammpfählen und anderen Betonelementen sowie Kooperationspartner für ein Erzaufbereitungskombinat in Kriwoi Rog sein." Im Gespräch ergänzt Heinz Lehmann: „Unsere Lieferungen für dieses Riesenprojekt beginnen im Februar '86. Das heißt für uns, einen unserer Werkteile völlig umzuprofilieren. Die von mehreren Kombinaten unseres Landes auf sowjetischem Boden zu errichtende Großanlage ist Teil eines RGW-Projekts und soll künftig von DDR-Spezialisten betrieben werden, um angereichertes Erz für unsere Stahlwerke zu liefern. Eine völlig neue Qualität der Zusammenarbeit." Sagt der Mann vom Jahrgang '29, der da mit molliger, munterer Ehefrau im behaglichen Kemberger Eigenheim neben mir sitzt. Wieviel schlaflose Nächte werden da wohl auf ihn zukommen? Wieviel erregte Debatten? Wie viele Dienstreisen nach Dresden und Moskau, Berlin und Kriwoi Rog? Während mir solche Fragen durch den Kopf gehen, schaut mich Lehmanns apricotfarbener Pudel treuherzig an.

Horst Goldschmidt (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

Nach dem polytechnischen Unterricht in Kemberg: Begegnung mit Betriebsdirektor Heinz Lehmann

TATSACHENBERICHT

Die Einsiedler

Ein Jahr im Zeichen der Ziege

Die Hütte am Ufer

FREIE WELT veröffentlichte Anfang 1983 einen Tatsachenbericht, der von Menschen erzählt, die sich aus religiösem Fanatismus in die Taiga zurückzogen. Die Lykows, ein Ehepaar mit zwei Töchtern und zwei Söhnen, lebten fast fünf Jahrzehnte ohne jeden Kontakt zu anderen Menschen in der Einsamkeit des unwegsamen Sajan-Gebirges. Geologen entdeckten 1978 durch Zufall die Behausung der Einsiedler. Die Söhne und die ältere Tochter waren im Herbst 1981 kurz nacheinander und unerwartet gestorben. Der Autor der aufsehenerregenden Dokumentation, Wassili Peskow, besuchte die letzten Überlebenden der Altgläubigen-Familie in den vergangenen Jahren immer wieder. Wie ist es den beiden Menschen in der Taigahütte inzwischen ergangen? Auch in diesem Jahr reiste Wassili Peskow, Sonderkorrespondent der „Komsomolskaja Prawda", zum Oberlauf des wilden Flusses Abakan.

Am 20. September landete unser Hubschrauber, gelbe Birkenblätter aufwirbelnd, auf der Landzunge. Wir stiegen auf die von Wasser geglätteten Steine und luden unser Gepäck ab. Der Herbstwald, den wir zwei Stunden lang von oben bewundert hatten, umgab uns. Auf gelbem Grund grünten Zedern und Tannen, rötliche Flekken von Ebereschen traten hervor. Nach dem kalten und trüben Sommer hatte ein klarer Herbst in der Abakaner Taiga Einzug gehalten. Einige Minuten saßen wir auf einem großen, warmen Stein am Ufer. Dann gingen wir den Fluß entlang. Gut die Hälfte unseres Gepäcks ließen wir zunächst auf der Landzunge liegen. Wir betraten einen weichen, im Moos ausgetretenen Pfad. Vor nicht langer Zeit waren die Lykows auf diesem Weg vom Ufer zu ihren Hütten hinaufgestiegen und hatten immer sorgfältig ihre Spuren verwischt. Jetzt führte ein gut sichtbarer Steg vom Ufer nach oben. Im vorigen Jahr hatte ihn Karp Ossipowitsch durch Axtspuren an den Baumstämmen markiert. Diesmal entdeckten wir ein Geländer. „Der Alte sorgt dafür, daß niemand von uns am steilen Abhang ausrutscht", sagte der Geologe Jerofej.

Der Weg vom Ufer bis zur Hütte ist ziemlich steil, aber nicht lang. Die alte Behausung, die viel weiter liegt, hatten die Lykows im vorigen Jahr verlassen und waren hierher, in die Nähe des Ufers umgezogen.

Wir stiegen langsam aufwärts. Nach einer Stunde hörten wir eine Ziege meckern und sahen bläulichen Rauch. Zwei Menschen kamen uns entgegen. Agafja konnte ihre Freude nicht verbergen. „Ich habe den Hubschrauber gesehen..." Wir setzten uns auf den Balken am Feuer. Die üblichen Fragen begannen: Wie es uns gehe, ob es unterwegs Schwierigkeiten gegeben hätte... Agafja legte jedem der Gäste eine warme Kartoffel auf den Handteller und trippelte in den Gemüsegarten. Alle „Leckereien" wurden direkt auf dem Rasen am Feuer ausgelegt: Mohrrüben, Rüben, Erbsen. Karp Ossipowitsch erschien mit einer Plasttüte Zedernüsse. Agafja brachte ein Körbchen mit Preiselbeeren. Dann erinnerte sie sich an die Pilze in Salzlake...

An der „gedeckten Tafel" sprachen wir vom überlebten Winter, über den ungewöhnlich kalten, regnerischen Sommer und die Ernte. Die Herbstgaben des Waldes wie des Gemüsegartens waren nicht gerade reichlich. Die Zederzapfen, die Agafja von den Bäumen abschlug, reichten nur für drei Säcke (Es gab Jahre, in denen sie 30 Säcke mit prächtigen Früchten füllen konnten.). Die Ernte an Beeren und Pilzen war auch nicht besonders gut. Die Erbsen waren nicht ausgereift. Kartoffeln waren gut geraten, doch die Knollen waren klein. Früher hätte solch eine unzureichende Ernte, Mangel an Fleisch und Fisch (Agafja hatte nur fünf Äschen, handflächengroß, gefangen) die „Robinsons" stark beunruhigt. Diesmal aber wurden der Alte und Agafja während ihres jüngsten Besuchs bei den Geologen getröstet. „Beruhigt Euch! Wir werden Euch nicht im Stich lassen", sagten sie ihnen.

Es gab noch eine Gewähr für ihr Wohlergehen: Das waren die Ziegen. Solange wir uns am Feuer unterhielten, brannte Agafja darauf, uns ihre „Viehfarm" zu zeigen. Hinter dem Zaun ging der Ziegenbock Stjopka mit beschnittenen Hörnern hin und her und schielte mißtrauisch nach den Gästen. Agafja führte die Ziege Mussjka zum Melken hinaus. Von ihrer anfänglichen Schüchternheit vor der Ziege war keine Spur mehr. Sie band dem Tier geschickt die Hinterbeine, trat auf den Strick, schob der Ziege den Korb aus Birkenrinde mit den trokkenen Kartoffeln vor das Maul...

Nach zehn Minuten tranken wir sauber geseihte und im Bach gekühlte Milch. Sie war rahmig und duftete angenehm.

In Gedanken lobte ich die Leserin unserer Zeitung Alla Korotschanskaja für ihre Idee, eine Ziege zu kaufen.

Natürlich gab es mit den Viechern viel zu tun. Agafja eignete sich das Melken an, beschaffte Heu und Birkenruten für den Winter, hütete den Gemüsegarten vor den Tieren. Karp Ossipowitsch zimmerte einen Zaun und einen Stall zusammen. Solange „in zwei Hütten" gewohnt wurde, zogen auch die Ziegen jedesmal mit. Zügel waren überflüssig. Die Ziegen drückten sich treu an die Menschen. Bären (Es gibt hier viele!) offenbarten ihr ständiges Interesse für das Vieh, und die Ziegen wittern ihr Herannahen viel früher, als die Menschen sie entdecken. Die Bären wurden mit Trommelwirbeln auf einem Stück Blech verscheucht.

Auch die Maralhirsche, die das Heu aufgefressen hatten, machten den Lykows schwer zu schaffen. Agafja mußte den Ziegen im Winter Tannenzweige als Futter geben...

Das wichtigste Ereignis des Jahres war der Umzug in die Hütte unweit des Flusses. Den Grund erklärte Karp Ossipowitsch kurz und bündig: „Ohne Hilfe der Menschen kann man nicht auskommen. Weit zu laufen ist aber schwer." Nikolai Nikolajewitsch Sawuschkin, der im vorvorigen Jahr die Lykows zusammen mit mir besucht hatte, versprach, die Hütte am Ufer ein wenig auszubessern und einen Flur daranzubauen. Der Leiter der Forstwirtschaft Chakassien hatte sein Wort gehalten. Dieser „Waldvorsteher" saß jetzt neben Jerofej am Feuer, und Karp Ossipowitsch dankte ihm so innig und so eifrig, wie es nur alte Menschen können.

Die Wohnung war viel bequemer als die Hütte „da oben". Dank dem neuen Anbau wurde das Wohnzimmer geräumiger und heller. Viele

Körbe und Säcke konnten nun weggeräumt werden. Dazu waren zwei Fenster in die Giebelwand eingesetzt worden. Am Morgen, nachdem wir uns am Feuer aufgewärmt hatten, gingen wir zum Fluß unser Gepäck holen, das wir am Vortage dort hatten liegenlassen. Nach einer Stunde wurden die Moskauer Geschenke feierlich überreicht. Agafja kam mir aber zuvor. Jerofej hatte mir schon früher geschrieben, Agafja bereite für mich ein Geschenk vor. Sie holte ein blaues Hemd und äußerte den Wunsch, daß ich es sofort anprobiere. Alle waren der Meinung, das Hemd sei unverwüstlich. Es fehle aber ein Gürtel. Agafja eilte in die Hütte, und kurz darauf stand ich umgürtet da... Es stellte sich heraus, Agafja hatte auch für einige Geologen, darunter für Jerofej, solche Hemden angefertigt...

Es wurde reichlich gewitzelt, wie ich so elegant gekleidet in der Redaktion erscheinen würde...

Dann öffneten wir den Karton, den ich aus Moskau mitgebracht hatte. Der Alte und Agafja schienen neugierig, doch ich befürchtete, sofort das übliche „Das ist uns verboten!" zu hören. Diesmal aber wurde alles mit Dank entgegengenommen. Vor allen Dingen eine Portion Teer. In einem Brief hatte mich Agafja gebeten, ein wenig Teer zu besorgen, den sie als „Salbe" bei der Heilung von Wunden und Kratzern benutzte. Diese Bitte zu erfüllen war nicht leicht. In unserem Leben, dem die Lykows so lange fern waren, ist Teer längst durch Medikamente verdrängt. Den Teer aufzutreiben half mir Alexander Iwanowitsch Burlow, ein Moskauer Taxifahrer, dem ich einmal meine Sorge mitteilte. Als er erfuhr, worum es geht, sagte er entschieden: „Ich besorge das Zeug, koste es, was es wolle." Er hat sein Wort gehalten.

Dem Teer und einem Kerzenbündel folgten Gaben des Butyrski-Marktes. Äpfel kannten die Lykows schon. Die schenkten ihnen die Geologen schon mehrmals. Bulgarischer Paprika aber war für sie etwas Neues. Sie kneteten die grünen Schoten mißtrauisch in der Hand, kamen aber zum Schluß, Gott werde es ihnen verzeihen, wenn sie mal davon kosten würden. Als Karp Ossipowitsch Wassermelonen sah, fragte er: „Sind das Kürbisse?"

Die Geschenke ließ Karp Ossipowitsch ins kühle Bachwasser legen. Während des Mittagessens sollte ich die Rolle eines Oberkellners spielen. Ich zeigte, wie eine Wassermelone aufgeschnitten wird und sagte: „Eßt alles, was rot ist." Als wir nach zehn Minuten in die Hütte kamen, sahen wir auf dem Tisch nur die grünen Schalen...

In Moskau hatte mir der Schriftsteller Lew Stepanowitsch Tscherepanow ein Päckchen für die Lykows mitgegeben. Er hatte die Einsiedler im vorigen Jahr besucht und war hier in guter Erinnerung, besonders nachdem er einen großen Stapel Brennholz für sie beschafft hatte. Lew Stepanowitsch schickte ein Säckchen mit schnellreifenden Kartoffeln und einige Päckchen mit Samen. Agafja freute sich über die Geschenke sehr. Sie ging sofort daran, ein Brieflein an ihn zu schreiben.

Auf unseren Vorschlag, mit dem Kartoffelpflanzen zu beginnen, erwiderte Agafja: „Daraus wird nichts Gescheites: An einem Sonntag darf man nicht arbeiten." Nikolai Nikolajewitsch und Jerofej begaben sich nach diesem Gespräch mit einem Gewehr in die Taiga. Karp Ossipowitsch lud mich in die Hütte ein und nahm eine Papierrolle vom Regal. Es war eine Reproduktion von Surikows Gemälde „Bojarin Morosowa". Wie ich nach den zahlreichen Fingerabdrücken urteilen konnte, hatten sich Agafja und ihr Vater das Bild immer wieder angesehen. „Eine Märtyrerin...", sagte der Alte und glättete das Papier mit seinen gekrümmten Fingern. Ich berichtete, wann sich die Ereignisse abgespielt hatten, erklärte, wer von den dargestellten Personen Mitgefühl mit der Bojarin hat und wer über sie lacht. „Es ist doch klar zu sehen, wer ein echter Christ und wer ein Anhänger von Nikon ist... Schlitten fährt man wohl in Moskau nicht mehr?" fragte der Alte und rollte das Bild zusammen.

Die ganze Atmosphäre trug zu einem offenen Gespräch bei. Ich fragte vorsichtig, ob Karp Ossipowitsch es bereute, daß sein Leben so und nicht anders verlaufen sei. „Was ist zu bereuen, wir haben ja als echte Christen gelebt..." Vielleicht sei er unzufrieden, daß sie jetzt Kontakte zur „Weltlichkeit" ausüben, daß sie jetzt dicht an das Leben herangegangen seien, dem sie für immer hätten fernbleiben wollen. „Nein, Wassili Michailowitsch! In diesen sieben Jahren haben wir – Gott sei Dank! – von den Menschen nur Gutes erfahren."

Aus dem Gespräch wurde klar, daß die Lykows eine „Verfolgung der Christen" fürchteten. Die Geschichte um die Bojarin Morosowa bot ihnen ein anschauliches Beispiel für solche Gefahr... Anfangs wunderten sie sich über die Freundlichkeit der Menschen, jetzt nehmen sie all das als selbstverständlich hin. Sie sind ebenso fleißig wie früher und hoffen doch auf die Hilfe der Geologen. Die Kartoffeln hatten sie noch nicht gerodet, obwohl der erste Schneefall zu erwarten war. Die Kartoffeln müssen schließlich reif werden. Sie wissen aber, haben die Geologen Hilfe versprochen, werden sie auch Wort halten. Die Geologen versorgen die Lykows mit Salz und Graupen. Sie konnten die Einsiedler davon überzeugen, daß es gar nicht nötig ist, Kartoffelbrot zu backen und setzten es durch, daß die Lykows von ihnen einen Sack Mehl als Geschenk annahmen. Auch mit Kleidung und Haushaltsgeräten wurden sie versorgt. Der Vorsatz „in jedem Notfall zur Seite zu stehen, ohne aber etwas zu erzwingen", wird strikt eingehalten. In den sieben Jahren wurden im Bohrrevier einige Meister ausgewechselt. Doch die freundschaftlichen Beziehungen zu den Lykows als zu Menschen, die ins Unglück geraten sind, sind schon zu einer Tradition geworden. Über die besondere Zuneigung von Jerofej Sasontjewitsch Sedow zu seinen „Patenkindern" habe ich schon mehrfach geschrieben. Er besucht die Lykows regelmäßig, im Winter wie im Sommer. In diesem Jahr hat man ihm eine neue, bessere Arbeitsstelle an einem anderen Bohrrevier vorgeschlagen. Er lehnte ab: „Ich kann die Lykows nicht im Stich lassen."

Es handelt sich nicht nur um materielle Unterstützung. Die Lykows brauchen offensichtlich Umgang mit Menschen. Sie können sich mit den Besuchen nur ab und zu längst nicht mehr zufriedengeben. Der Alte und seine Tochter besuchen selbst die Siedlung. Agafja fällt es nicht schwer, 15 Kilometer auf dem steinigen Weg zurückzulegen und mehrere Furten zu passieren. Solch ein Marsch ist für den alten Mann, der schon über achtzig ist, eine harte Prüfung. Und doch geht er jedesmal hin und schleppt noch Geschenke für die Geologen – Kartoffeln und Zedernüsse – mit.

Während unserer Unterhaltung stellte ich Karp Ossipowitsch eine ernste, die wichtigste Frage: Was geschieht, wenn einer von Euch stirbt? Der Alte antwortete, er werde hier seine letzte Ruhestätte finden. Agafjas Schicksal bereite ihm aber große Sorgen.

Er versteht, daß es unmöglich ist, allein in der Taiga zu leben. Der Umzug in die „Welt" scheint ihm freilich undenkbar („Unser Glaube verbietet das"). Der Alte hoffte auf einen Ausweg, indem er einen Glaubensgenossen hierher lockte. Doch das Leben zeigte, diese Hoffnung ist unerfüllbar. Niemand will in solcher Einsamkeit leben.

Nach der Veröffentlichung des Artikels über die Einsiedler fanden sich Verwandte Lykows, auch Altgläubige, die im Altai wohnen. Einer von ihnen besuchte die Lykows und schlug ihnen vor, nach dem Altai umzusiedeln. Diese Möglichkeit, Agafjas Leben einzurichten, hat der Alte noch immer im Auge. Er nannte mir die Adresse und bat mich, an diesen Verwandten zu schreiben, um Näheres über das Leben dort zu erfahren. Um sich eine Vorstellung zu verschaffen, ob es Agafja am neuen Wohnort auch gut gehen werde...

Als Jerofej und Nikolai Nikolajewitsch aus der Taiga zurückgekehrt waren, breitete Agafja schon die Reproduktion des Gemäldes über den Tisch. Ich erläuterte wieder einzelne Details mit Hilfe meiner Brille. Karp Ossipowitsch wurde auf die Brille aufmerksam, probierte sie aus und wunderte sich darüber, daß durch die Brille alles so viel besser zu sehen sei. „Ich werde Ihnen eine besorgen", sagte ich. Der Alte wurde verlegen: „Das Ding kostet wohl viel Geld..."

Ich fragte Agafja, was ich aus Moskau schicken sollte. Sie schüttelte verneinend den Kopf („Alles ist da!"), reichte mir dann aber doch zwei schwarze Knöpfe und ein Knäuel roten Garns: „Das möchte ich haben." – „Wozu brauchst du rotes Garn?" Agafja zeigte mir einen Gürtel, aus schwarzem und rotem Garn geflochten. Ich erfuhr, daß sie damit die Köchinnen beschenkte, die sie in der Siedlung stets freundlich empfangen.

Meine herzlichen Beziehungen zu den Lykows bereiteten mir das Problem, sie zu fotografieren. Beim ersten Treffen mit ihnen gelangen mir einige heimliche Aufnahmen, ohne auf die Abneigung des Alten und seiner Tochter gegen die „fotografischen Maschinen" zu stoßen. Jetzt aber empfand ich es als unangenehm, meine Kamera auf sie zu richten. Das bedeutete, ich mißbrauche ihr Vertrauen. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, fotografierte aber nur die Hütte, die Ziegen, die Taiga, den Garten...

Als wir von den Lykows Abschied genommen hatten, beschlossen wir, auch die verlassene Hütte „da oben" zu besuchen. Der Aufstieg erforderte zwar keine Bergsteigererfahrungen, war aber nicht leicht. Auf den Waldlichtungen trockneten Heu und Birkenreiser. Futter für die Ziegen. Je höher wir stiegen, desto öfter begegneten wir Spuren der Waldtiere.

Im verlassenen „Gut" war es totenstill. Die Tür der Hütte war gestützt. Wir traten ein. Und die Dunkelheit, die uns durch unsere früheren Besuche so gut bekannt war, empfing uns. Immer noch herrschte hier dieser unausrottbare „Lykowsche Geruch" – ein Gemisch von Rauch, ungelüftetem Raum, saurer Suppe, weißgegerbtem Leder und alten Kleidern...

Wir schlossen die Tür und gingen durch den verwahrlosten Gemüsegarten zum Bach. Minutenlang hörten wir dem Rauschen des Wassers zu. Es trug gelbe Blätter davon. Ein Vögelchen hüpfte von einem Stein auf den anderen. Nach den Spuren stellte Jerofej fest, das „Gut" war von Bären und Bisamratten besucht worden. Die Taiga begann allmählich alles zu verschlingen, was ihr genommen worden war. Durch die unermüdliche Arbeit, durch das Leben, das hier zufällig Wurzeln geschlagen hatte und vierzig Jahre lang währte.

W. Peskow

(Gekürzt aus „Komsomolskaja Prawda")
Aus dem Russischen von Nina Botschkarjowa.

Foto: Verfasser

FREIE WELT

Wohin die Reise geht

Unlängst wurde dieses geruhsame Foto von unserem Fotoreporter Peter Meißner aufgenommen: Auf einer Höhe oberhalb des Schwarzen Meeres, in Dagomys. Urlauber aus der DDR schlürfen Tee, genießen ihn wie den Urlaub selbst. Das andere Foto ist fast dreißig Jahre zuvor entstanden. Es erschien in der FREIEN WELT Nr. 28, 1956: Die erste Gruppe von 25 Touristen, die auf dem Berliner Ostbahnhof in den Zug nach Moskau kletterten. Der Redakteur stellte die Frage „Wohin geht die Reise?" Darauf wurde mit viel Optimismus, aber noch ohne Prognose geantwortet. Daß drei Jahrzehnte später Millionen von Reiselustigen per Flugzeug und Schiff, mit dem eigenen Auto oder abermals mit der Eisenbahn nach Mittelasien, ans Schwarze Meer oder nach Kiew befördert würden, das war nicht absehbar. Als Selbstverständlichkeit solche Entwicklung abzutun – schließlich hat sich der internationale Tourismus überall in den letzten Jahrzehnten entwickelt! – hieße allzu bequem vergessen. Seit dem Vertrag zwischen der DDR und der UdSSR 1955 über die Aufnahme von touristischen Beziehungen lagen ja erst zehn Jahre zwischen der Befreiung unseres Landes einerseits und dem sieg- und verlustreichen Ende des Großen Vaterländischen Krieges andererseits ... Das Jubiläum, das Reisebüro der DDR und Intourist in diesem Jahr begehen, hat noch eine Vorgeschichte: Am 11. Juli 1925 war bereits eine Gruppe von deutschen Arbeitern zu einer Reise in die Sowjetunion aufgebrochen: 29 Sozialdemokraten, 17 Kommunisten, 12 Parteilose fuhren in das für sie noch unbekannte Land und berichteten anschließend von ihren aufsehenerregenden Eindrücken. Sogar einen Reiseführer gab es, herausgegeben von dem späteren Kundschafter Sandor Rado.

Die Frage, wohin die Reise führt – nun, stets ans selbe Ziel: Daß mit diesen Reisen aus Kenntnis und Verständnis schließlich Herzlichkeit, Freundschaft wird. *D. H.*

WOHIN
geht die Reise?

Eine Schwalbe, heißt es, macht noch keinen Sommer. Doch einige tausend Auslandsreisen in diesem Jahr können immerhin als Auftakt zu einer Besiegung der Deutschen Demokratischen Republik am internationalen Reiseverkehr gelten.

Die ersten von 3500 Reisenden in die Sowjetunion bestiegen vor kurzem auf dem Berliner Ostbahnhof den Expreß, der sie über Posnan, Warschau und Brest nach Moskau brachte. Diese Gruppe von 25 Personen eröffnete das vom Deutschen Reisebüro erstmalig aufgestellte INTOURIST-Programm, das acht Arten von Pauschalreisen umfaßt. Über die demokratischen Massenorganisationen (FDGB, Kulturbund, DFD, FDJ, Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Handwerkskammer, Kammer der Technik, Industrie- und Handelskammer) kann man sich um die Teilnahme an einer der Reisen bewerben. Sie kosten entsprechend Route, Zeitdauer und Komfort zwischen 880 und 2410 DM. Beispielsweise zahlt man für eine Siebentagefahrt nach Moskau (Kategorie I) 1010 DM, für eine Vierzehntage-Rundreise Leningrad–Sotschi–Tbilissi–Moskau (Kategorie II) 1640 DM.

Neue Repräsentanten

Nach jahrelanger Arbeit in der DDR ist der Direktor der Vertretung von Ibusz in Berlin, Miklos Szücs, in die Heimat zurückgekehrt. Neuer Direktor wurde Dr. Istvan Szoganyi. Der bisherige Direktor der Vertretung von Čedok, Vlastimil Bubenik, wurde in seine Heimat verabschiedet. Nachfolger Petr Prchal hat sein Amt übernommen. Ibusz- und Čedok-Vertretungen ergänzen das Angebot des Reisebüros der DDR.

Gewonnen!

Natalie hatte in Heft 17/1985 doch keine so leichten Fragen gestellt. Unter den Tausenden von Einsendern hatten sich viele verschätzt:
Die richtigen Antworten lauteten:

1. 320 000 Touristen,
2. mehr als 100 Städte,
3. der dreimillionste Tourist,
4. 115 Züge und
5. 120 Programme!

(Alle richtigen Tips waren unter dem Buchstaben b zu finden.)
Die künftigen Reisenden werden von uns schriftlich benachrichtigt, die Gewinner der Geldpreise erhalten diese auf dem Postweg!

Je eine **Kurzreise in die Sowjetunion** haben gewonnen:
Jürgen Blanke, Arendsee; Anni Hinz, Rathenow; Frank Kulicke, Niesky.

4. Preis: 500 Mark – Sonya Schmidt, Neustadt;

5.–7. Preis: je 250 Mark – Werner Schoßig, Coswig; Ursula Habe, Stralsund; Erika Neumann, Cottbus;

8.–25. Preis: je 100 Mark: Klaus Kohl, Karl-Marx-Stadt, Renate Scheibner, Wilhelm-Pieck-Stadt Guben; Doritt Haugk, Zwikkau; Wolfgang Hunger, Erfurt; Katrin Rudolph, Markkleeberg; Herbert Kurzhals, Frankfurt/O.; Gerda Schlicke, Elsterwerda; Elfriede Wolff, Potsdam; Ingrid Lehmann, Möhlau; Ingeborg König, Halle; Simone Winter, Leipzig; Ingeborg Mosdorf, Schwedt; Thea Otto, Olbernhau; Friedl Hain, Dresden; Karl Birkner, Naunhof; VEB Spezialbau, Brig. „Solidarität", Potsdam; Heinz Schiemenz, Hoyerswerda; Gottfried Schneider, Bad Salzungen.
Herzlichen Glückwunsch!

Jugend in den Winter

Für die Winterreisen in die Sowjetunion, die das Reisebüro der FDJ, JUGENDTOURIST, vergibt, kann sich jeder FDJler bei der FDJ-Kreisleitung oder in seiner Betriebsorganisation bewerben.

Partnerstädte-Reisen

Bereits bestehende Beziehungen zwischen Partnerstädten können auf Reisen ausgebaut werden. Deshalb sind im Reiseprogamm Gespräche mit dem Stadt- oder dem Rayonkomitee des Komsomol vorgesehen, Betriebsbesuche und Diskussionen mit Vertretern von Komsomolaktiven.
Dresdener nach Leningrad. Termin: 16. 2. bis 21. 2. 1986. Im Programm: Besuch der Ermitage, des Museums für Stadtgeschichte und der Peter-Pauls-Festung.
Suhler nach Moskau–Kaluga–Moskau: Termin: 13. 3. bis 20. 3. 1986. Im Programm: In Moskau Besuch des Lenin-Mausoleums, des Kreml, der Volkswirtschaftsausstellung. In Kaluga Besuch des Planetariums, des Heimatkundemuseums, des Ziolkowski-Museums.
Neubrandenburger nach Leningrad–Petrosawodsk-Leningrad. Termin: 9. 3. bis 19. 3. 1986. Im Programm: In Leningrad Besuch der Ermitage, in Petrosawodsk Theaterbesuch und Besuch der Insel Kishi, sowie des Kunstmuseums.

Sprach-Reisen – „Russisch unterwegs"

An Kollektive und sprachinteressierte Jugendliche werden diese Reisen vergeben. Den Grupen steht ständig ein Sprachlehrer zur Verfügung. Einzelne Programmleistungen werden vorrangig in russischer Sprache angeboten.

– Kiew–Wolgograd–Moskau. Termine: 1. bis 8. 2. 1986, wird im Bezirk Gera vergeben;

– Kiew–Wolgograd–Moskau. Termin: 15. bis 23. 2. 1986, wird im Bezirk Halle nur an Schüler vergeben;

– Kiew–Wolgograd–Moskau. Termin: 18. bis 26. 2. 1986, wird im Bezirk Erfurt nur an Schüler vergeben.

Programm in Kiew: Stadtrundfahrt mit Besuch der Sophienkathedrale. Programm in Wolgograd: Besuch des Mamajewhügels, des Museums der Verteidigung, des Wasserkraftwerkes, des Kunstmuseums. Programm in Moskau: Stadtrundfahrt mit Besuch des Leninmausoleums und des Kremls.

Städtereisen

Moskau–Urgentsch–Buchara–Samarkand–Taschkent–Moskau.
Termin: 4. 2. bis 16. 2. 1986 für den Bezirk Halle.
Termin: 4. 3. bis 16. 3. 1986 für den Bezirk Erfurt.
Leningrad–Tallinn–Leningrad. Termin: 18. 1. bis 27. 1. 1986 für Berlin.

Erholungsreisen

Minsk–Odessa–Kiew. Termin: 10. bis 23. 3. 1986, für den Bezirk Erfurt.
Kiew–Dombai–Moskau.
Termin: 24. 2. bis 8. 3. 1986, für den Bezirk Karl-Marx-Stadt.
Kiew–Dombai–Moskau.
Termin: 3. 3. bis 15. 3. 1986, für den Bezirk Dresden.

Übrigens sind die aufgeführten touristischen Leistungen als Rahmenprogramm vorgesehen. Änderungen an Ort und Stelle durch die Vertragspartner sind möglich.

ORBIS

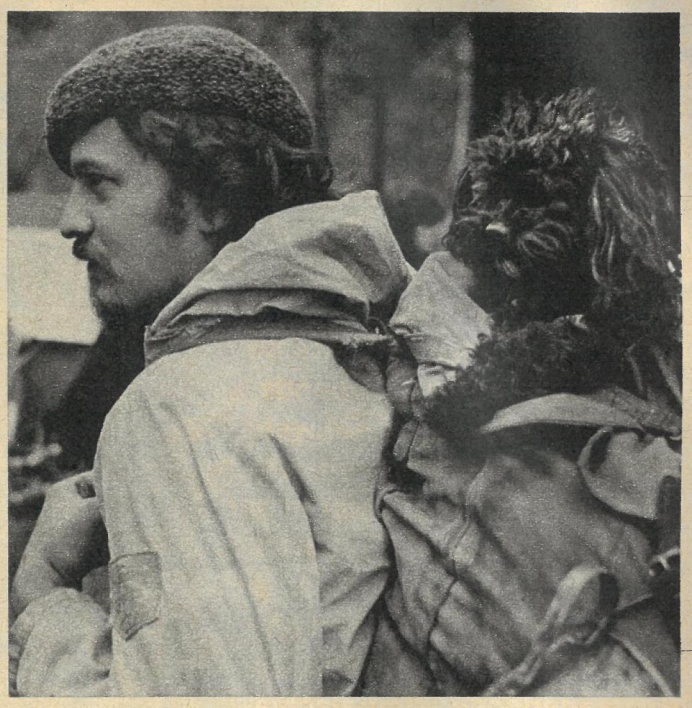
Die Vertretung des Polnischen Reisebüros Orbis in Berlin (1034 Berlin, Warschauer Straße 5, Telefon 5 89 45 30) bietet im Auftrag des Reisebüros der DDR Gruppenreisen an. Eine Gruppe muß aus mindestens 15 Personen bestehen. Die Programme berücksichtigen individuelle Wünsche wie Reiseziel und verschiedene Sonderleistungen. Im Orbisbüro sind auch Auskünfte und Prospekte erhältlich. Die Reisen sind für Betriebskollektive gedacht.

Touristentips

Was passiert, wenn ich mein Flugzeug verpasse?

Kerstin Dietz, 3580 Klötze

Das ist für den betroffenen Touristen immer ein kostspieliges Problem, weil zu entscheiden ist, ob er der Gruppe nachfliegt oder nicht. Besteht die Möglichkeit, daß er in den nächsten 24 Stunden seine Reisegruppe noch am ersten Aufenthaltsort in der UdSSR erreicht, dann wird ihm das Reisebüro der DDR behilflich sein, die nächste Maschine zu erreichen. Der Tourist wendet sich an das Reisebüro der DDR im Parterre des Flughafens Schönefeld, das ihm die notwendige Auskunft gibt. Er fährt dann zum Alexanderplatz zum Reisebüro der DDR, wo auch nachts und an den Wochenenden ein Bereitschaftsdienst solche Fälle bearbeitet. Bevor eine Maschine herausgesucht wird, in der noch ein Platz frei ist und das Ticket ausgeschrieben wird, ist es notwendig, bei der VP-Meldestelle, ebenfalls im Reisebüro, tags und nachts bereit, eine Beilage für den Personalausweis zu erlangen. Der einzelne Tourist besitzt diese Beilage nicht, wenn er auf der Sammelliste seiner Gruppe verzeichnet ist. Nun braucht er diese Beilage als Reisedokument. Es dauert zumeist 2–3 Stunden, bis diese Unterlagen ausgestellt sind. Der Tourist bestätigt dann mit Unterschrift, daß er die entstehenden Kosten trägt. Oft kommt dann auch noch eine Übernachtung in Berlin hinzu – insgesamt doch einige hundert Mark. (Wenn man zum Beispiel den Flugpreis Berlin–Moskau mit 295 Mark ansetzt!) Reist der Tourist nicht nach, dann sind die Reisekosten für ihn auch verloren: Das Reisebüro der DDR und der Partner Intourist sind nicht verantwortlich für den Ausfall der Reise. Bei Schiffsreisen ist eine Nachreise wegen des bereits erfolgten Aufenthaltes der Gruppe im Hafengebiet nicht möglich. Und noch folgenden Hinweis:
Immer vor der Reise nachsehen, ob man den Personalausweis bei sich hat und ob er gültig ist. In Berlin-Schönefeld nicht mit dem letztmöglichen Zug anreisen und sich nicht verspäten!



Auch der höchste Berg, den du erklommen, macht dich nicht größer.
Sprichwort der Adygen

Abschied vom Sommer im Ostsee-Kurort Jurmala (links) und Abtrieb der Herden in Georgien (unten): Der Herbst ist dennoch Reise- und vor allem Wanderzeit. Andrej Abakow, Computerfachmann aus Sibirien, erspart seinem vierbeinigen Freund den Aufstieg im Altai (rechts oben).

Kann man sich von einer Auslandsreise Pflanzen mitbringen?

E. Radtke, Berlin

Für die Einfuhr jeglicher Art von Pflanzen gehört ein Gesundheitszeugnis aus dem Herkunftsland, das den Zollbehörden vorzuweisen ist. Weiterhin ist bei der Einfuhr von Pflanzen zum Anbau und zur Vermehrung, also aller Pflanzen, die nicht verzehrt oder verarbeitet werden, die Genehmigung des Zentralen Staatlichen Amtes für Pflanzenschutz und Pflanzenquarantäne der DDR erforderlich. Die Genehmigung ist vor der beabsichtigten Einfuhr einzuholen. Da aber Touristen meist erst beim Anblick der Pflanze im Ausland auf die Idee kommen, sie mitzunehmen, wurde vorher ja auch kein Antrag gestellt. Auch das Einholen des Pflanzen-Gesundheitszeugnisses im Ausland ist für Touristen fast unmöglich. Deshalb ist von solch lebendem Import-Souvenir gänzlich abzuraten. Nicht unter diese Bestimmungen fallen Blumensträuße, Kränze oder Obst, das zum eigenen Verzehr bestimmt ist.

Welche Maßnahmen werden eingeleitet, wenn ich in der Sowjetunion meinen Ausweis verliere?

Werner Born, 1100 Berlin

Sie müssen diesen Verlust bei der sowjetischen Miliz melden und mit einer entsprechenden Bescheinigung zum nächsten Konsulat oder zur Botschaft der DDR in der UdSSR reisen. Die Botschaft befindet sich in Moskau, Konsulate gibt es in Kiew, Minsk und Leningrad. Zuvor müssen Sie sich noch zwei Paßbilder anfertigen lassen, damit Ihnen in der Botschaft oder in den Konsulaten ein Reisedokument ausgestellt wird. Die notwendigen Fahrkosten in der UdSSR gehen zu Ihren Lasten.

Wie setzt sich der Preis einer Reise zusammen?

Andreas Dietz, 3580 Klötze

Den Preis der Reise bestimmt der Auslandspartner, bei dem das Reisebüro der DDR die Reisen einkauft. (Kosten für Unterbringung, Beköstigung, Exkursionen, Kulturveranstaltungen, aber auch für Flug, Transfer, Stadtrundfahrten sowie Visagebühren, Versicherung, Reiseleiteranteil!)

Fotos: Datikaschwili, Ruchadse, Lisizin/TASS, P. Meißner, Archiv. Text: Gummich, Ottenberg. Redaktion: D. Heimlich

Egon Erwin Kisch (1885 bis 1948)

„Der allrussische Zigeunerverband … ist eigentlich gar so allrussisch nicht, denn er ist vor kaum einem Jahre gegründet worden und stellt vorläufig nicht viel mehr als ein Amt in partibus infidelium* dar. Die zwanzigtausend Zigeuner, die in Bessarabien, in der Ukraine und anderen Teilen Rußlands, besonders im Süden, ein wahres Zigeunerleben führen, wissen noch nichts von ihrer in der Hauptstadt etablierten Vertretung oder wollen nichts von ihr wissen, geschweige denn ahnen die braunen Kesselflicker, Wahrsagerinnen, Zimbalschläger, Komödiantentruppen und Pferdemarktfieranten des übrigen Europas etwas von den Moskauer Bemühungen, daß im Konzert der Nationen künftighin auch die Zigeunermusik mitspiele."

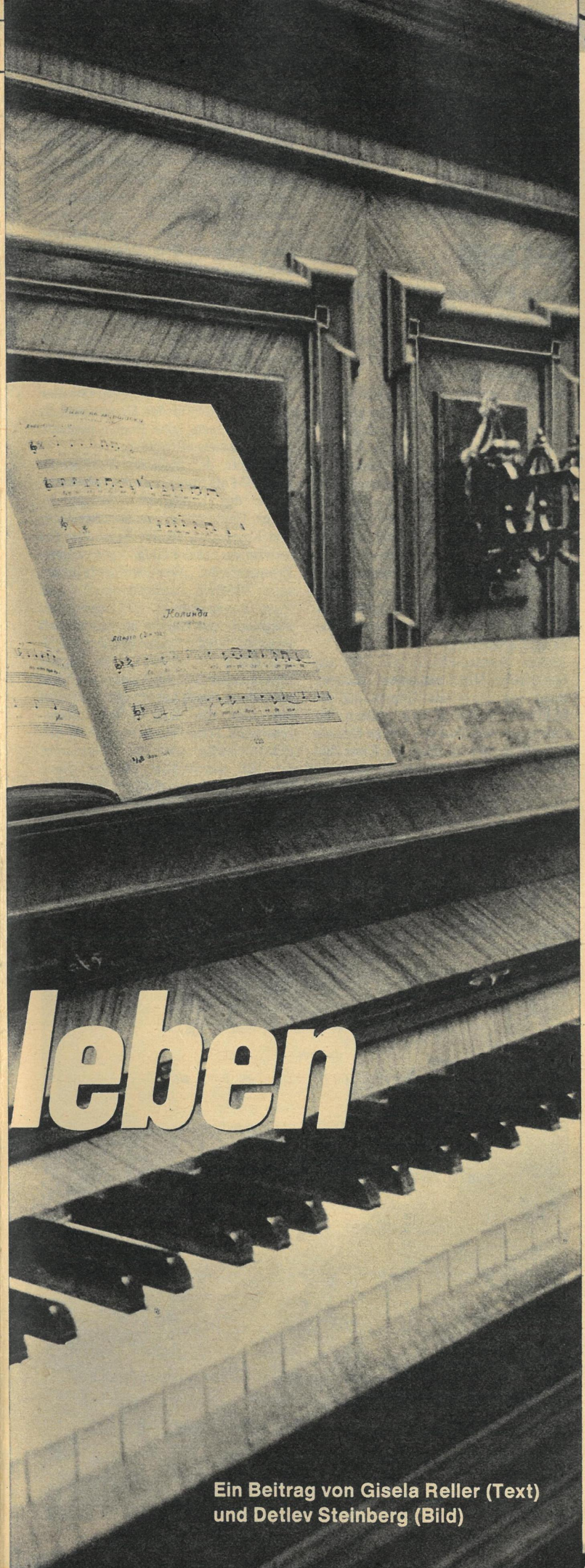
Aus: „Zaren, Popen, Bolschewiken", 1925

Die Mutter Praskowija Demeter (1888 bis 1982)

Seßhaft ist das Zigeuner

„Besser ein Kalb singt und eine Kuh tanzt", sagt der Zigeuner von jemandem, dessen Gesang und Tanz ihn nicht zufriedenstellen. Zehn Millionen Zigeuner leben, verstreut in der ganzen Welt; in der Sowjetunion wohnen zweihundertneuntausend. FREIE WELT war in Moskau bei einer Zigeunerfamilie zu Tisch und Tanz geladen. Seßhaft hat die Demeters ein Klavier gemacht…

Der Vater Ischwan (Stepan) Demeter (1879 bis 1969)



Ein Beitrag von Gisela Reller (Text) und Detlev Steinberg (Bild)

Roman Stepanowitsch Demeter (erster von links), Hochschuldozent, Folkloresammler, Dichter, Schöpfer eines zigeunerisch-russischen Wörterbuches – im kleinen Kreise seiner sehr viel größeren Familie.

„Das versteht nicht einmal ein Pharao" –

sagt der Zigeuner und meint damit, daß es da etwas gibt, was überhaupt nicht zu begreifen ist.

Warum Pharao? Was hat Ägypten mit den Zigeunern zu tun? Mittelalterliche Schriften berichten davon, daß sich einige Zigeunergruppen Ägypter nannten. Sie begründeten wohl ihren Wandertrieb damit, daß sie behaupteten, auf einer Pilgerreise zu sein, die ihnen der Papst auferlegt habe. Sie bezogen sich auf die Bibel, wo im Buch Ezechiel vom Umherirren der Ägypter die Rede ist…

Der Name Ägypter blieb ihnen – im Englischen als „gypsies", im Französischen als „égyptiens" oder „gitans", im Spanischen als „egiptanos" oder „gitanos", und die Ungarn gar nennen sie wahrhaftig „Nachkommen der Pharaonen".

Bezüglich des heutigen Standes der Wissenschaft sind die Zigeuner ehemalige Inder. Fehden in Nordindien und Überfälle kriegerischer Nachbarn führten im 10./11. Jahrhundert zu einer Massenwanderung von indischen Stämmen. Eine bedeutende Rolle spielte dabei das indische Kastensystem. Es ist wohl erwiesen, daß die flüchtenden Inder der Kaste der Berufstänzer und Musikanten angehörten den sogenannten Dom mit dem Status der Unberührbarkeit. Sie waren die am meisten unterdrückte und entrechtete indische Bevölkerungsgruppe. Stimmen diese Erkenntnisse, so begann vor einem Jahrtausend die bemitleidenswerte Wanderung der allerorten verfemten Zigeuner durch die ganze Welt.

Nach Rußland gelangten Zigeuner seit dem 15. Jahrhundert, als letzte ließen sich, Ende des 19. Jahrhunderts, Zigeuner vom Stamme der Kelderari auf altrussischer Erde nieder. Vom Stamme der Kelderari – was soviel heißt wie Kesselschmiede und Kupferschmiede und Verzinner – ist unsere Gastgeber-Zigeunerfamilie Demeter. Wir sind im Hause Roman Stepanowitsch Demeters, des zweitältesten Sohnes von Ischwan und Praskowija Demeter, die drei Söhne und vier Töchter großgezogen haben; vier sind klein verstorben.

Viele Bräuche der Kelderari-Zigeuner stehen mit dem Tod von Kindern im Zusammenhang. War ein Kind gestorben, so bekam zum Beispiel der nach ihm geborene Junge einen Ring ins Ohrläppchen, „damit er Glück habe". Auf diesen Brauch und die hohe Kindersterblichkeit der Zigeuner ist es zurückzuführen, daß männliche Zigeuner oft einen Ring im Ohr trugen.

Durch viele Länder ist der Stamm der Kelderari gezogen. Der Großvater unseres Gastgebers war bis nach Nordafrika gekommen, sein Vater Ischwan erblickte das Licht der zigeunerunfreundlichen Welt in Ungarn. 1889, da war Ischwan zehn Jahre alt, strebte die Familie nach Rußland, dem „endlosen Land". Nach Jahren des Umherziehens lernte der schöne Ischwan in Stary Oskol die schöne Praskowija kennen. Als sie heirateten, war er fünfundzwanzig, sie sechzehn.

Roman Stepanowitsch: „Vater hatte eine wunderbare Stimme, kannte unzählige Volkssagen, erzählte eine Unmenge Märchen und war durch seinen Fleiß und seine geschickten Hände weithin bekannt. Da die Zigeuner im zaristischen Rußland viel Geld zahlen mußten, um an einem Ort überwintern zu dürfen, blieb uns Unbemittelten nichts weiter übrig, als auch bei Frost und Schnee weiter und weiterzukutschieren. Vater hatte – wie die meisten seiner Stammesgenossen – nie auf einer Schulbank gesessen. Lesen brachte ihm Mutter bei, die es in einem einzigen Schulwinter recht und schlecht gelernt hatte."

* (lat.) in den Gebieten der Ungläubigen Bezeichnung für die während der Kreuzzüge im Orient gegründeten Bistümer, die wieder in die Hände der Andersgläubigen fielen.

Seßhaft ist das Zigeuner-leben

„Das Banner ist in eurem Zelt“ –

sagt der Zigeuner und meint damit, daß es in seiner Familie etwas gibt, worauf sie stolz sein kann.

Wie alle Zigeuner sind auch alle Demeters mit Liedern aufgewachsen, gleichermaßen mit Liedern der Zigeuner, der Ukrainer, der Russen. Das wehmütig-innige russische Lied, meint Roman Stepanowitsch, entspräche so recht auch dem Gefühlsleben des Zigeuners. Und doch war da sehr weit und sehr breit keiner, der die Musik so über alles liebte wie der älteste Demeter-Sohn, wie Pjotr Stepanowitsch.

Und wozu ließ sich der stolze Vater hinreißen? Er kaufte seinem Pjotr ein Klavier, dem Geldbeutel entsprechend war es verstimmt-billig.

Roman Stepanowitsch: „Da sich das beachtliche Musikinstrument ‚Klavier‘ nicht wie etwa eine Gitarre auf ein Fuhrwerk verladen ließ, reisten wir fortan mit dem Zug von Ort zu Ort, die Männer weiterhin tätig als Kesselflikker, die Frauen als Wahrsagerinnen.“

Am 1. Oktober 1926 erschien eine – vom Vorsitzenden des Zentralexekutivkomitees der UdSSR, von Michail Kalinin, unterzeichnete Verordnung „Über Maßnahmen zur Förderung des Übergangs der nomadisierenden Zigeuner zu seßhafter Lebensweise“. Darin wurde die bevorzugte Zuteilung von Grund und Boden festgelegt und die unbürokratische Vergabe von Anleihen verfügt. Unter den Kelderari-Zigeunern war Ischwan Demeter der erste Verstehende. Er begriff, daß die Revolution auch den sowjetischen Zigeunern Menschenwürde brachte: ein beständiges Dach über dem Kopf, Bildung und festen Lohn, kurzum – soziale Sicherheit. Vater Demeter beschloß, mit seiner Familie seßhaft zu werden. Die erste Wohnung mieteten die Demeters, mit Klavier versteht sich, in Charkow. Doch schon bald zog es sie, mit Klavier versteht sich, nach Moskau, in die Unionshauptstadt. Der Vater Ischwan Demeter wurde Arbeiter in der Genossenschaft „Metallist“, sein Sohn Roman besuchte nun seine siebente Schule.

Und Pjotr, der Stolz der Familie? Er ging 1934 als Student an die Arbeiterfakultät des Leningrader Konservatoriums. Heute gilt er, als Berufsmusiker und Komponist, als der Begründer des inzwischen „salonfähig“ gewordenen Zigeunerliedes. „Wenn wir heute an unsere Kindheit zurückdenken“, sagt Pjotr Stepanowitsch, „so sagen wir scherzhaft, das Klavier hat uns seßhaft gemacht.“ Und: „Früher erklang das Zigeunerlied nie außerhalb des Lagers. Erst in neuer Zeit führt auch das Zigeunerlied ein neues Leben, geht, wie einst wir, um die Welt.“ Pjotr Stepanowitschs Sohn Wladislaw ist Musikwissenschaftler und der Chormeister des 1931 gegründeten „Romen“-Theaters in Moskau, des einzigen staatlichen Zigeunertheaters der Welt.

„Sie ist noch nicht warm geworden und schon schmäht man sie“ –

sagt der Zigeuner über eine ungeliebte Schwiegertochter.

Die gegenseitigen Familienbeziehungen der Zigeuner waren bestimmt von einer

Roman Stepanowitsch in seinem Kartei-Tabor.

Mach aus einer Mücke keinen Hengst.

★

Mancher ist keine zwei Zwiebelknollen wert.

★

Der Morgen ist stärker als drei Nächte.

★

Lieber mit einem Klugen verlieren als mit einem Tölpel gewinnen.

★

Verachte die, die sich ihren Weg mit dem Knie bahnen.

★

Schlägst du deinen Hund, wird ihn auch jeder andere schlagen.

★

Honig ist auch in Maßen genossen süß.

★

Ein Armer gibt seine Träume nicht für den Wohlstand eines Reichen.

★

Der Hintern kann nicht größer als das Fuhrwerk sein.

★

Was Toscha sagt, sagt auch Moscha.

Vielzahl ungeschriebener Bräuche und Gesetze. Der größte Teil dieser Gebote und Verbote widerspiegelte die unfreie Stellung der Frau. In der Jungmädchenzeit machten sie sich kaum bemerkbar, doch die war oft schon mit vierzehn, bestimmt aber mit sechzehn vorbei. Dann trafen sie die verheiratete Zigeunerin mit aller Härte. So zum Beispiel das Verbot, vor dem Ehemann oder neben ihm zu gehen, stets mußte sie sich hinter ihm halten. Verheiratet durfte sie keinem anderen Mann mehr die Hand reichen, mit keinem Mann, auch dem eigenen nicht, zu Tische sitzen; sie bediente die Männer und setzte sich dann selbst abseits zum Essen nieder. In der Zigeunersprache existiert das Wort „pykylimós", es bedeutet soviel wie „Frevel", „Entweihung", „Beschmutzung". Wenn sich eine Zigeunerin zum Beispiel auf einen Sack mit Haushaltsgeräten setzte oder diesen Sack auch nur mit ihrem Rock streifte, so galt der Inhalt als befleckt und wurde von Zigeunern nicht mehr benutzt. Als Schutz gegen eine „Entweihung" durch die Frau hatte ein Zigeunerfuhrwerk einen speziellen Anbau in der Art eines „Kofferraumes", die „Schirjadja". Mit ihrem Rock konnte die Zigeunerin einen ganzen Haufen feindlich gesonnener Zigeuner in die Flucht schlagen; denn wenn sie mit ihm einen Zigeuner auch nur streifte, so galt dieser als „befleckt" und war für Jahre „unberührbar" – niemand reichte ihm mehr die Hand, niemand setzte sich mehr mit ihm an einen Tisch. Erst nach Ablauf einer Frist, die vom Ältesten des Tabors – des Zigeunerlagers – bestimmt wurde, versammelten sich zwanzig bis dreißig Männer und tranken mit ihm aus einem Pokal – zum Zeichen, daß der „pykylimós" aufgehoben ist.

Ein Gebot war, daß die verheiratete Zigeunerin unbedingt ein Kopftuch zu tragen hatte, eine Schürze und – eine Kette aus Münzen, schließlich war sie gekauft worden.

Am beklagenswertesten war das Los der Schwiegertochter. Sie hatte früh vor allen anderen Familienmitgliedern aufzustehen und als letzte zu Bett zu gehen. Eine Schwiegertochter, die nicht ständig auf den Beinen war, durfte durchaus verprügelt werden.

Es war nach dem Großen Vaterländischen Krieg, Roman Stepanowitsch hatte in der Roten Armee gedient, als er ein Mädchen so lieb gewann, daß er es heiraten wollte. Nur zu, was ist Besonderes daran? Fast drei Jahrzehnte nach der Revolution war der Brautpreis abgeschafft, keine Brautwerber mußten mehr mit teuren Geschenken anrollen. Überhaupt, die Kelderari-Zigeuner hatten immer mehr auf die Schönheit der Braut gesehen als auf eventuelles Hab und Gut der Eltern. Und schön war sie, die Jelena, die sich der Kelderari-Zigeuner Roman da ausgeguckt hatte. Doch ganz makellos war sie nicht. Sie war keine Kelderari-Zigeunerin. Zwar kam es ab und an zu Ehen zwischen Zigeunern unterschiedlicher Dialekte (zehn gibt es), aber unvoreingenommen gebilligt wurden nur Eheschließungen zwischen Vertretern eines Dialektes. Gemischte Ehen zwischen Zigeunern und ortsansässigen Nicht-Zigeunern waren überhaupt ganz und gar ungewöhnlich. Bis zu dem Tag, da Roman Stepanowitsch seine Jelena heiratete, Jelena, die Russin.

Roman Stepanowitsch: „Unsere sehr aufgeschlossenen Eltern hatten zwar nicht ausdrücklich etwas gegen eine solche Heirat, aber sie bezweifelten den Bestand einer solchen Verbindung. Unsere Ehe jedoch verläuft harmonisch bis auf den heutigen Tag. Wir haben eine Tochter, einen Sohn und auch schon zwei Enkeljungen. Meine Frau übrigens wurde die Lieblingsschwiegertochter unserer Eltern, obwohl meine beiden Brüder mit Zigeunerinnen verheiratet sind."

Die Tochter Roman Stepanowitschs und Jelena Jemeljanownas ist Tamara, von Beruf Modezeichnerin, verheiratet mit einem Russen; sie entwirft auch Kostüme des „Romen"-Theaters. Der Sohn Sergej ist unverheiratet, Elektroschweißer und Fernstudent am Technologischen Institut. Von Jelena Jemeljanowna – sie arbeitet im Stadtsowjet und ist verantwortlich für die Verteilung von Wohnraum – möchte ich dann aber doch wissen, wie denn ihre Eltern damals zu einem Zigeuner-Schwiegersohn standen? Jelena Demeter: „Bedenklich. Aber nachdem sie ihn das erste Mal gesehen hatten, waren sie von seinem Charme hingerissen."

Das glaube ich ihr aufs Wort – mehr als drei Jahrzehnte später...

„Ich habe einen großen Baum geschaukelt" –

sagt der Zigeuner, wenn er meint, eine wichtige Sache vollbracht zu haben.

Roman Stepanowitsch Demeter hat die Sektion Leichtathletik der Hochschule für Körperkultur absolviert, seit vielen Jahren ist der Doktor der Pädagogischen Wissenschaften Hochschuldozent. Neunundzwanzig Jahre lang gehört sein großer Fleiß der Zigeunerfolklore. Zusammen mit seinem Bruder Pjotr gab er im Moskauer Verlag „Nauka" 1981 ein Buch heraus mit dem Titel „Beispiele der Folklore der Kelderari-Zigeuner". In diesem Sammelband werden erstmals Beispiele epischer und lyrischer Lieder, Märchen, Sprichwörter, Redewendungen der Kelderari-Zigeuner vorgestellt. Alle Texte sind in der Zigeunersprache und in russischer Übersetzung gegeben. Die Zigeunersprache hat keine einheitliche sprachliche und keine einheitliche schriftliche Form, sie stellt ein Sammelsurium nahverwandter Dialekte dar, bereichert durch Worte aus den Sprachen anderer Völker.

Stepan Romanowitsch: „Das russische Schriftbild erlaubt eine genaue Wiedergabe des Klangs der Worte der Zigeunersprache. Eine Ausnahme bilden mit Hauch ausgesprochene Konsonanten, zum Beispiel k, p, t. Für ihre Bezeichnung hielten wir es für das einfachste und anschaulichste, die entsprechenden Buchstaben zu verdoppeln. Das ermöglicht ein leichtes Erfassen der inhaltlichen Unterschiede der Worte, die sich voneinander durch den Charakter ihrer Aussprache unterscheiden, zum Beispiel bedeutet ‚pjen' ‚man trinkt', ‚ppjen' heißt ‚sage'; ‚ker' bedeutet ‚tue', ‚kker' heißt ‚Haus'...

Roman Demeter hat vor, noch einen großen Baum zu schaukeln: Die Herausgabe eines zigeunerisch-russischen Wörterbuches, auch daran arbeitet er seit neunundzwanzig Jahren. Ein Zimmer der Demeter-Wohnung nenne ich

Dichterworte

„Einen dummen Zigeuner oder einen beschränkten Zigeuner gibt es nicht. Gerade weil sie, um ihr Leben zu fristen, schlau und gerissen sein und sich auf allerhand Kniffe verstehen müssen, schärfen und putzen sie die Klinge des Geistes bei jeder Gelegenheit, damit sich kein Rost ansetzt." – Miguel de Cervantes Saavedra (1547 bis 1616)

„... sie nomadisieren in Rußland wie in England; die Männer widmen sich ihren Handwerken, die die dringendsten Bedürfnisse befriedigen, handeln mit Pferden, ziehen als Bärenführer umher, betrügen und stehlen, die Frauen leben von Wahrsagerei, Gesang und Tanz. – In der Moldau bilden die Zigeuner einen großen Teil der Bevölkerung... Sie unterscheiden sich von den anderen durch ein ausgeprägtes Gefühl für sittliche Reinheit. Sie leben nicht von Diebstahl und Betrug. Übrigens sind sie ebenso wild, ebenso arm, ebenso musikbegeistert wie die anderen und befassen sich auch mit den gleichen groben Handwerken." – Alexander Sergejewitsch Puschkin (1799 bis 1837)

„Man kann Zigeunertränen nicht lieben, man kann nur verbrennen von ihnen." – Alexander Alexandrowitsch Block (1880 bis 1921)

„Der Zigeuner tut nichts gratis. Ob er stolz wie ein Spanier agiert oder ob er sorglos ins Blaue hineinschwatzt... Als der Erzschelm, der er ist, hat er die besten Anlagen zur Menschenkenntnis... – Martin Andersen Nexö (1869 bis 1954)

Tamara zeigt den schwersten Tanz der Welt, den Zigeunertanz; Jelena Jemeljanowa Demeter ist die vierte von links.

Pjotr Demeter, heute Berufsmusiker und Komponist.

scherzhaft Kartei-Tabor. (Wie aus gut unterrichteten Kreisen verlautet, ist diese Bezeichnung familienintim inzwischen zu einer feststehenden Wendung geworden.)

Familienintim? Der dritte Bruder, Georgi Demeter, ist Doktor der Pädagogischen Wissenschaften und Professor; von den drei Schwestern ist Nina seit dreißig Jahren eine der beliebtesten Schauspielerinnen des „Romen"-Theaters; Olga Schauspielerin des Leningrader Zigeuner-Ensembles und dessen Leiterin; Ljubow, die älteste Schwester, ist Hausfrau.

Wer mit offenen Augen durch das weite (längst nicht mehr endlose) Sowjetland reist, sieht durchaus Zigeuner, von denen man nicht den Eindruck der Seßhaftigkeit hat. Deshalb frage ich rundheraus: „Stepan Romanowitsch", sind die Demeters eine zigeunerische Ausnahmefamilie?" Seine Antwort: „Natürlich kann ich nicht behaupten, daß wir eine ganz durchschnittliche Zigeunerfamilie sind. Doch eine so große Ausnahme bilden wir auch wieder nicht. Wenn ich nur an unsere Bekannten denke: Oleg Erdeno hat die Gagarin-Luftwaffenakademie absolviert, Juri Dantschenko ist Ingenieur im Autowerk, Leonid Fessenko arbeitet als Jurist..."

Und der vielmals preisgekrönte Schauspieler und Sänger Nikolai Slitschenko? Seit 1969 lege ich – wenn ich in unbeschreiblicher Stimmung (nicht: Laune) bin – seine Platte mit Zigeunerromanzen auf, um mit ihm, dem weltweit bekannten Zigeuner, zu schluchzen und zu juchzen...

„Ach, übrigens, Roman Stepanowitsch, überkommt Sie nie mehr so eine Art Nomadentrieb?" – „Nein. Nein? Mein Lieblingsort ist ein Bahnhof. Einer, auf dem unentwegt Züge verkehren. In alle möglichen Richtungen. Zum Bahnhof herein, zum Bahnhof heraus. Auf einem Bahnhof, ja, da überfällt mich ein Zittern. Aber das geht vorbei, und dann eile ich beschwingt, inspiriert und schaffensfroh zurück zu meiner Wohnung, zu meiner Familie, zu meiner Kartei – zu meinem seßhaften Zigeunerleben."

Ischwan, einer der Enkel Dr. Roman Demeters.

Ein Kostüm Tamaras für das „Romen"-Zigeunertheater.

Volkslied

Grüner Wald! Bei Wind und Wetter
schön bist du mit deinen Blättern,
mit den Blättern wunderbaren –
eine Schöne mit langen Haaren.
„Liebste, Liebste, meine Süße,
zieh die Paputschi auf die Füße,
Schuh' mit hundert Schnür'n und Knoten!
Gehen wir zum Jahrmarkt beide,
dort wird feinste Seide geboten.
Kauf ich dir von jener Seide,
daß sie dich als Herrin beneiden!" –
„Feine Seide, die brauch ich nicht, nein!
Mir genügt auch ein Stück Kattun,
ja, genügt auch ein Stück Kattun –
will' ne schwarze Zigeunerin sein."

Die Noten zu diesem Lied finden Sie auf Seite 22/23 links oben, der Text steht dort zigeunerisch

Die Gurke

Märchen

Wahr oder nicht wahr – es wird so erzählt, und möge diese Nacht uns zum Wohle sein!

Es lebte einmal eine junge Frau, die hatte ein kleines Kind. Doch nichts war ihr wichtiger als Tanz und Spiel. Deshalb ging sie oft mit den jungen Mädchen tanzen und singen, ihr Kind ließ sie allein. Eines Abends war sie wieder sehr lange weg. Als sie nun nach Hause kam, um den Kleinen zu stillen, biß er ihr vor Ärger in die Brust.

Da wurde sie wütend und tat einen Fluch: Solange sollte er ledig bleiben, bis er aus einer Gurke eine Frau machen könne. Als der Sohn erwachsen und ein schmucker, strammer Bursche ist, geht er, ein Mädchen zu freien. Aber so sehr er sich auch müht, keines nimmt ihn.

„Wie kann ich mir eine Frau aus einer Gurke holen?" fragt der Bursche einen alten Mann. – „Geh in den Wald", antwortet er ihm, „dort findest du eine Frau, die weiß gar nicht, wie alt sie schon ist. Sie wird dir helfen!" Geht der Bursche also in den Wald, trifft die Alte. Sie rät ihm: „Nimm diesen Apfel und rolle ihn vor dir her. Wohin er rollt, dahin geh auch du!"

So geht der Bursche los, immer dem Apfel nach, bis der vor einem großen Zaun haltmacht. In dem Garten wachsen Gurken, zwei davon solle er pflük-

Seßhaft ist das Zigeunerleben

ken, hat die alte Frau gesagt. Die eine solle er in zwei Hälften schneiden. Wenn es dann aus der Gurke „Wasser, Wasser!“ rufe, solle er sie in den Fluß werfen.

Er schneidet die Gurke also in zwei Hälften, aber als er den Schrei „Wasser, Wasser!“ hört, vergißt er vor Schreck, die Gurke in den Fluß zu werfen. Nun teilt er die zweite Gurke, und als er den Schrei hört, wirft er sie rechtzeitig ins Wasser. Und was sieht er? Aus dem Fluß steigt ein schönes junges Mädchen mit langem Haar.

„Komm heraus, Mädchen!“ ruft der Bursche. „Wie kann ich denn herauskommen, ich bin doch nackt.“

Da wirft er ihr seinen Überhang zu, und sie steigt aus dem Wasser. Er nimmt sie an die Hand und sagt: „Du mußt meine Frau werden. Warte hier auf diesem Weidenbaum, bis ich mit Kleidern für dich zurück bin!“

Er geht fort, und sie klettert auf den Baum.

Nun liegt da ganz in der Nähe ein kleines Dorf. In diesem Dorf lebt ein Mädchen, das ist so häßlich, daß niemand sie zur Frau haben will. Dieses Mädchen also geht Wasser holen, und der Brunnen ist genau unter jenem Weidenbaum. Bückt sich die Häßliche mit ihrem Krug über den Brunenn und sieht dort ein Spiegelbild. Sie meint, das sei das Ihre und denkt: „Alle sagen, ich sei häßlich, aber ich bin ja schön.“

Aus Ärger über die bösen Menschen schlägt sie den Krug entzwei. Da lacht das Mädchen auf dem Baum: „Komm, steig herauf, dann ist es nicht so langweilig für mich.“

Klettert also die Häßliche auf den Baum. Da sitzen sie, schwatzen und lachen. Sagt das Mädchen aus der Gurke: „Kämme mich mal ein bißchen.“

Da kämmte die Häßliche sie mit ihrem eigenen Kamm und steckt ihn der Schönen ins Haar. Im selben Augenblick verwandelt sich das Mädchen aus der Gurke in einen Vogel und fliegt davon.

Bald darauf kommt der junge Bursche zurück. Wie er zur Weide hinaufschaut, kriegt er einen Schreck. Sein Mädchen war schön wie die Sonne, und nun häßlich wie die Nacht.

Fragt er sie: „Warum hast du dich so verändert?“ Antwortet sie: „Ich biß mir vor Sehnsucht nach dir auf die Lippen und schlug vor Ungeduld mit meinem Hinterteil gegen den Baum. Davon sind meine Lippen geschwollen und ist mein Hinterteil so dick geworden.“

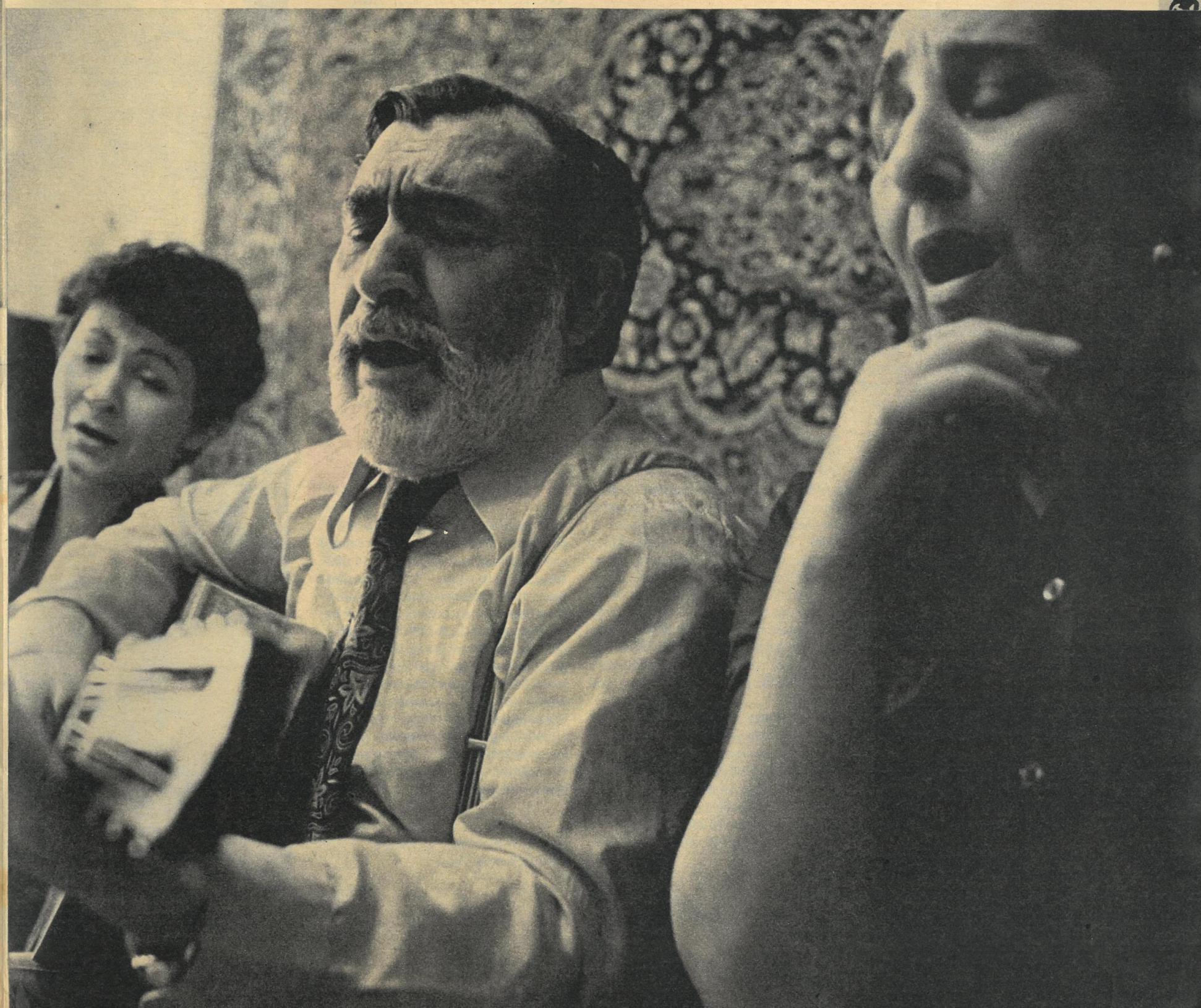
Ein Jahr vergeht, und unser Bursche ist noch immer traurig. Er kann einfach nicht glauben, daß seine häßliche Frau das Mädchen aus der Gurke ist.

Eines Tags geht er auf den Hof und sieht: Alle Äpfel im Garten sind von einem Vogel angepickt.

Er versteckt sich hinter einem Baum, und da kommt auch schon ein Vogel geflogen, geradewegs zum Apfelbaum. Der Bursche schleicht sich heran und kriegt ihn zu fassen. Kaum hat er den Vogel gepackt, fällt dem ein Kamm aus dem Schopf – und vor ihm steht die Schöne aus der Gurke. Er ist so froh, daß er der häßlichen Betrügerin nichts zuleide tut, sie nur bittet, dahin zu gehen, woher sie gekommen.

Rechts Roman Stepanowitschs Schwester Nina, Schauspielerin am „Romen“-Theater.

Raissa Netschajewa vom Moskauer Büro der FW sorgte für das Zustandekommen der Begegnung mit der Familie Demeter, Johann Warkentin für die Erschließung aller literarischen Texte aus dem Russischen; Dokumentation: Gabriele Kleiner. 3 Fotos (reproduziert von Detlev Steinberg) stammen aus dem Familienbesitz der Familie Demeter.



Peter Mühle, Jahrgang 1941 – Lehre als Maschinenbauer in Görlitz, Tätigkeit als Facharbeiter, Meister, Bauleiter, Ingenieurabschluß im Fernstudium – ab 1972 bei Bergmann-Borsig in Berlin-Wilhelmsruh, Arbeit auf den Kraftwerksbaustellen Hagenwerder und Jänschwalde in der DDR – bewarb sich 1983 nach dem sowjetischen Auftrag zur Montage von Verdichterstationen als einer der ersten für den Einsatz an der Erdgastrasse – verantwortlicher Monteur, später Montageleiter der Stationen Bar, Gornosawodsk, zur Zeit Barda – Auszeichnung (im Kollektiv) mit dem Orden „Banner der Arbeit", Stufe I.

Erlebnisse von der Baustelle (9) Schluß

An wichtigen Vorhaben in der Sowjetunion wirken sie mit: Facharbeiter, Ingenieure aus Betrieben der DDR. Große Werte sind ihnen anvertraut, erfüllte Verträge ihr Stolz. Doch das Wertvollste gewinnen sie für sich selber – das Erlebnis des Bruderbundes in seiner unmittelbarsten Form. Das ist es wert, daß man nach Jahren noch davon erzählt.

Abreise in Richtung Perm. Von der Spree zur Erdgastrasse am mittleren Ural, das ist meine Route. Als deutsch-sowjetische Montagetruppe bauen wir dort bei Barda eine große Verdichterstation auf. Zur Zeit ein Schwerpunkt des Geschehens an der Trasse. Viel hängt davon ab, daß wir den Termin schaffen. Und wir machen reichlich Gebrauch von dem alten Trassengesetz: Bei allem gib etwas mehr als das Normale... Tag und Nacht wird gearbeitet, im Rhythmus der Zwölf-Stunden-Schicht. Nicht selten werden's noch ein paar Stündchen mehr.

Worum geht es? Um die Anlage eines ganzen Verbundsystems von Großrohrleitungen zum Transport von Erdgas aus sibirischen Förderstätten in die zentralen Industriegebiete, nicht zuletzt auch in Nachbarländer der Sowjetunion. Alle 110 bis 130 Kilometer sind Verdichterstationen, „Druckfabriken" zwischenzuschalten, um dem Gas, dessen Druck unterwegs von 75 auf etwa 50 Atmosphären absinkt, wieder den nötigen Schub zu verleihen, damit es kontinuierlich mit den vorgesehenen 33 Stundenkilometern dahinströmt. Durch ein hochleistungsfähiges Maschinensystem wird das eintreffende Gas gereinigt, komprimiert (und dabei ziemlich erhitzt), anschließend abgekühlt und wieder auf die Reise geschickt.

Die Technologie des Transports bestimmt den Standort der Anlage. Im Frühsommer kamen wir im Wald und auf den Hügeln von Barda an, einer Stelle, die nach dem Ausspruch eines Witzboldes nur aus lauter Gegend besteht. Erste Aufgabe: Baufreiheit schaffen, und das mit Volldampf! Am 25. Juni wurde der erste von über tausend Rammpfählen für das Fundament gesetzt. Da dachte man in diesen ersten Wochen kaum daran, daß wir in behelfsmäßigen Unterkünften so dicht gepackt schlafen mußten wie die Heringe und Waschwasser so knapp war wie... na, wie ein Quadratmeter Freifläche zur Vormontage.

Übrigens, die Hütte oben deutet auf einen Komfort, an dem in Barda noch nicht zu denken ist. Es handelt sich um das selbergezimmerte „Kulturhaus" der Baustelle von Gornosawodsk (ganz rechts erspähen Sie meinen Kopf mit der etwas lichten Stirn). Gunter Lange, unser Bereichsleiter, machte die Aufnahme kurz vor Mitternacht; denn der Arbeitsort, 4000 Kilometer und vier Stunden Zeitunterschied von Berlin entfernt, liegt auf dem gleichen Breitengrad wie Leningrad und hat seinen Anteil an den so oft gerühmten „Weißen Nächten".

Inzwischen stehen acht unserer Stahltische, auf die sowjetische Kumpel die 50 Tonnen schweren Verdichterturbinen aus Leningrad gepackt haben, während neben ihnen Hallenser Monteure die Wände des Gebäudes hochzogen... Ein Wettbewerb, wie wir ihn noch nicht erlebten. Jeder treibt seinen „Vormann" zu neuen Leistungen.

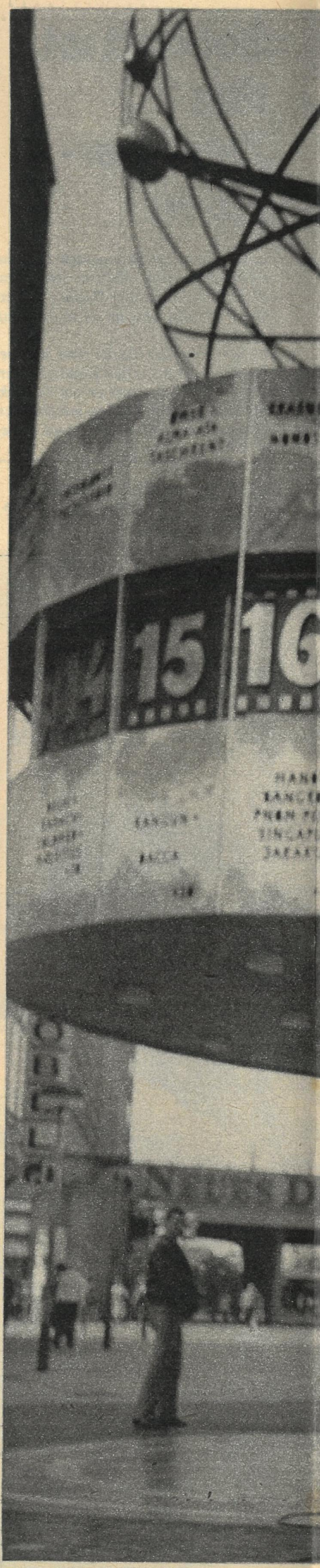
In diesen Tagen gilt öfter als sonst ein besorgter Blick dem Himmel... Kommen sie schon oder lassen sie uns noch eine Frist – die regenschweren Wolken des sibirischen Herbstes, die unsere Behelfsstraßen in Schlammpisten verwandeln und Gummistiefel zum wichtigsten Bestandteil der Ausrüstung machen. Doch ob der Oktober Wasserfluten schüttet oder ein früher Winter (wie der vorige) mehr als 40 Minusgrade bringt – einerlei, die Verdichterstation Barda wird zum Jahreswechsel betriebsfertig übergeben. Das haben die Repräsentanten der Bruderparteien, der SED und der KPdSU, vereinbart; so haben sich's die Bauleute geschworen, deutsch und russisch.

Die zu Hause, beim Stammbetrieb in Berlin-Wilhelmsruh, prüfen noch einmal alle Reserven. Schicken Material und zusätzliche Kader auf den Weg. An der Trasse aber sind nicht wenige, Genossen wie Parteilose, die verlängerten ihren im Sommer 85 auslaufenden Vertrag bis zum April, dem Monat des XI. Parteitages.

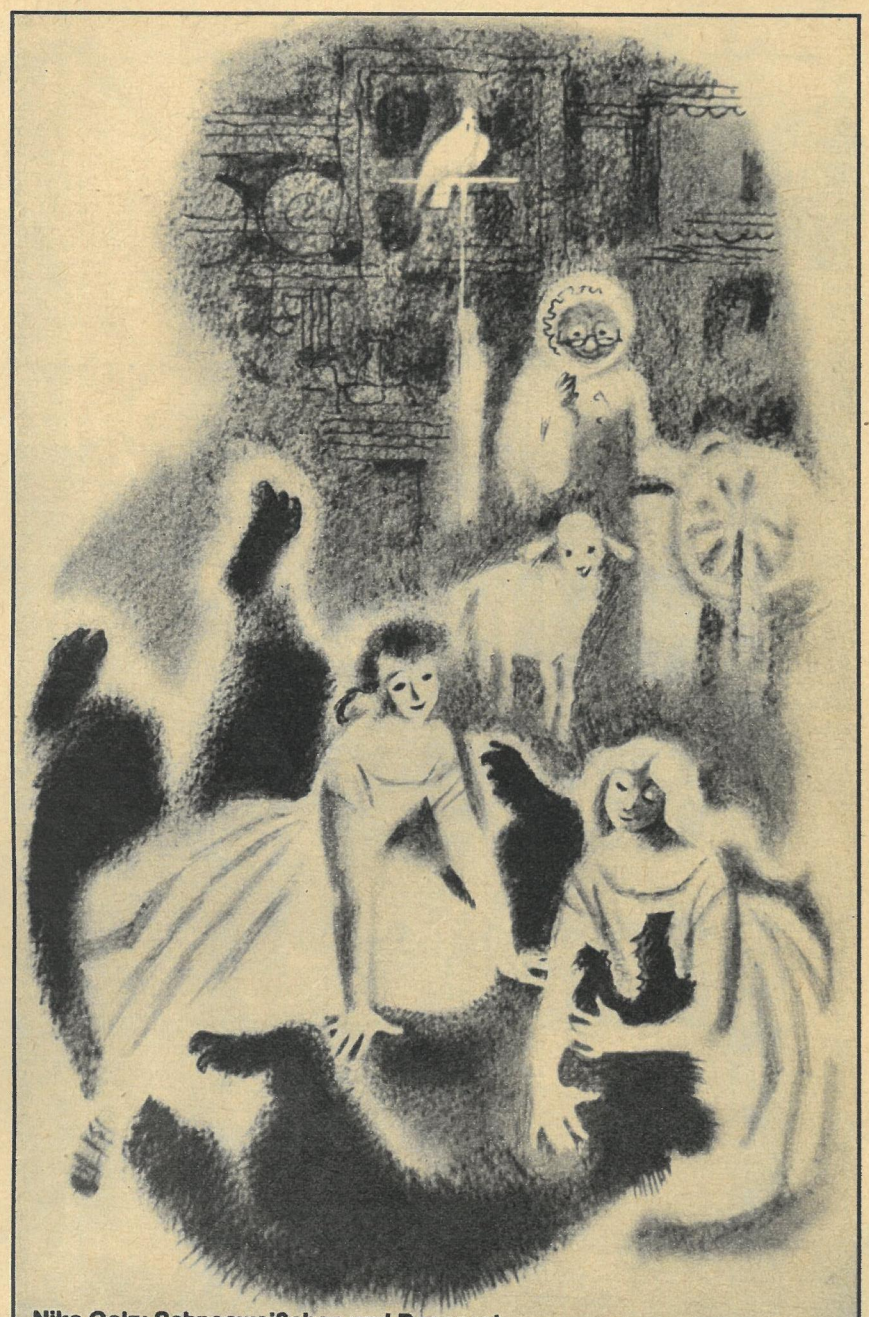
Peter Mühle

VEB Bergmann-Borsig, Berlin-Wilhelmsruh, Stammbetrieb des Kombinats Kraftwerksanlagenbau, 11 000 Beschäftigte (davon 7000 in Berlin)– nach 1945 Wiederaufbau des durch Bomben nahezu zerstörten Werkes – 1952: erster 10,5-MW-Turbosatz für das Kraftwerk Berlin-Klingenberg. In den folgenden Jahren insgesamt 33 Turbogeneratoren für Kraftwerke der DDR – Schwerpunkt des derzeitigen Arbeitsprogramms: Umstellung von Kraftwerken und Heizwerken auf feste Brennstoffe, Produktion der entsprechenden Einrichtungen.

Fotos: V. Hohlfeld, G. Lange
Redaktion: H. Frosch



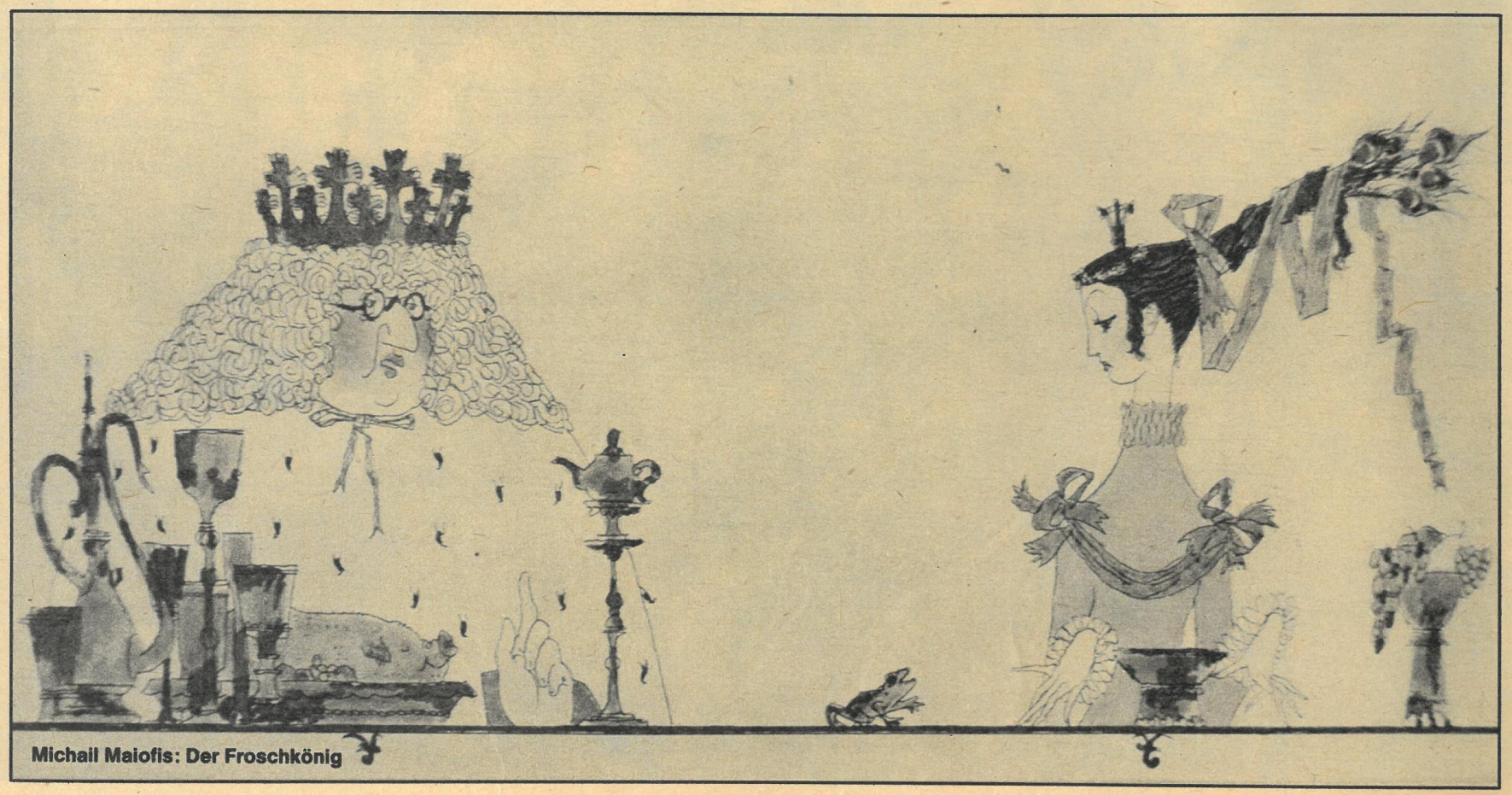
Immer
etwas
mehr



Nika Golz: Schneeweißchen und Rosenrot

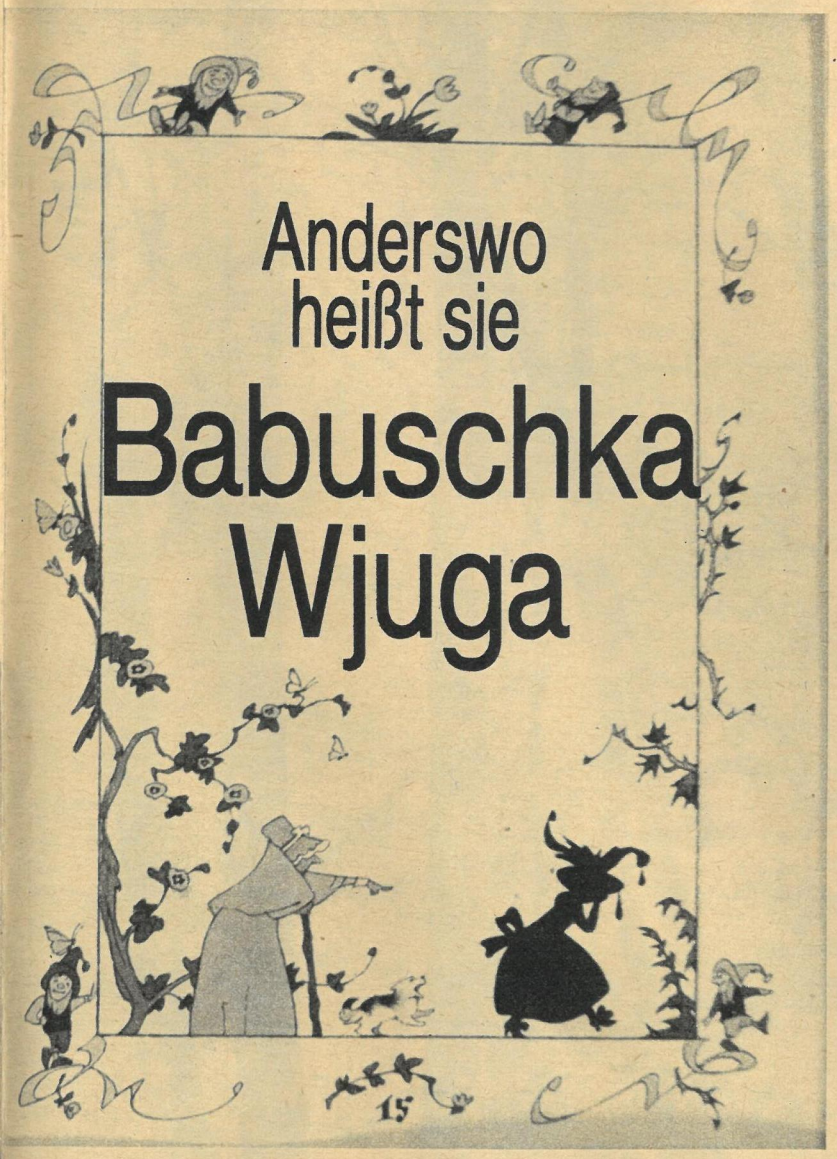
Bis zum 2. November in der Berliner Fried

Erik Bulatow, Oleg Wassiljew: Frau Holle



Michail Maiofis: Der Froschkönig

richstraße: Grimms Märchen in Bildern

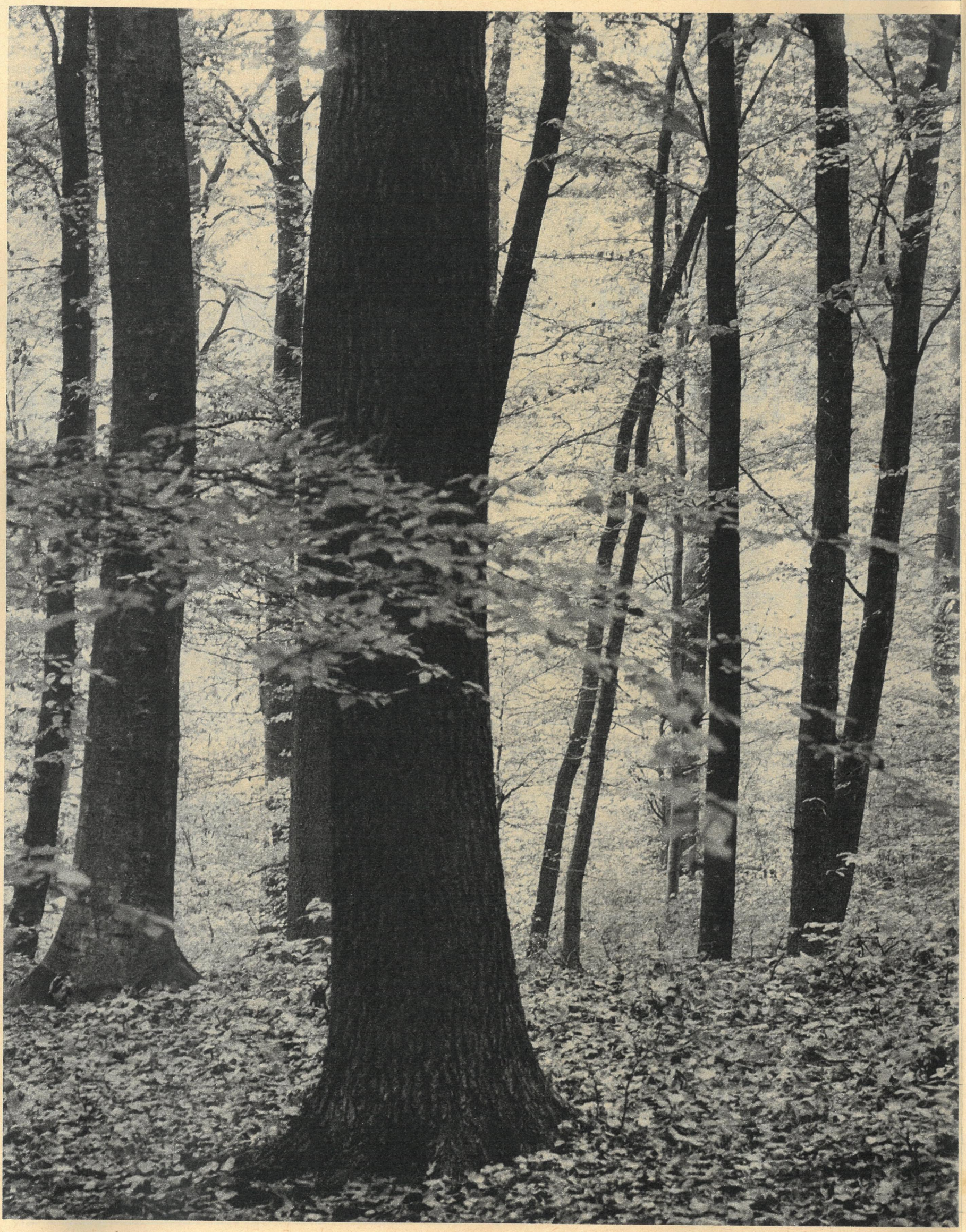


Frau Holle hatte in Moskau, wo man sie als Babuschka Wjuga kennt, schon mit ersten Schneeflocken den Winter geprobt. Da machten sich Gestalten auf die Reise nach Berlin, deren Namen jedes Kind weiß: Rumpelstilzchen, Sieben Schwaben, Schneewittchen. Im vorigen Jahrhundert waren die Märchenwesen der Gebrüder Grimm zuerst in alle Teile Deutschlands, dann in alle Welt geströmt. Schon im Januar 1813, wenige Wochen nach Erscheinen der ersten Ausgabe, hatte Jacob Grimm aus einem Brief erfahren: „Dann sind die Kindermährchen, von meinen Kindern mit Verlangen erwartet, nachgekommen und seither nicht ihnen aus den Händen zu bringen. Mein jüngstes Mädchen, Arnims Patchen, weiß schon viele Erzählungen und besonders die mit Reimen zu erzählen. Mein älteres hat sie schon in die Stadt unter die Kinder gebracht, und schon drei Tage nach der Ankunft des Buches kam ein Bube, um das Buch, wo von Blutwürstchen und Bratwürstchen stände, zu leihen.“ Seither waren die Kinder- und Hausmärchen aus so vielen Händen nicht mehr zu bringen, hierzulande und anderswo. Alexander Puschkin kannte sie in der französischen Übersetzung von 1830. Die erste vollständige russische Übersetzung erschien 1893 in Petersburg. Die Illustrationen, aus einer deutschen Ausgabe übernommen, sollen recht scheußlich gewesen sein. Die Kinder in der Sowjetunion werden mit der Pechmarie groß wie mit der schönen Wassilissa, Schwesterchen Aljonuschka und Iwan Zarewitsch. Es wurden dort seit 1917 dreihundertfünfzig Ausgaben Grimmscher Märchen mit mehr als fünfundfünfzig Millionen Exemplaren gedruckt. Einige Ableger der Auswanderer des 19. Jahrhunderts sind nun zu Besuch nach Berlin gekommen: in wunderschönen Illustrationen Leningrader und Moskauer Künstler zu den Märchen von Jacob und Wilhelm Grimm. In einer Ausstellung im Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur kann man ihnen begegnen. Die Deutsche Staatsbibliothek hat die Schau mit Büchern in russischer, kirgisischer, armenischer, ukrainischer, aserbaidshanischer und moldawischer Sprache ergänzt. Grimms Märchen gehören zu den am häufigsten illustrierten Werken der Weltliteratur. Das mag daran liegen, daß sie der Phantasie soviel Freiheit lassen: Dornröschen war ein schönes Kind, doch wie schön, ob blond oder braun, streng oder lieblich, darf sich jeder selbst ausmalen. Ein guter Illustrator weiß da um seine besondere Verantwortung. Das erste Dornröschen, das uns im Märchenbuch begegnet, prägt das Bild, das wir von ihm dann ein Leben lang haben. Schon die Auswahl dieser Ausstellung zeigt: Ganz verschiedene Handschriften und Lesarten der Künstler – geheimnisvoll, verspielt, verschmitzt, grotesk – machen, daß die Kinder mit allerlei unterschiedlichen faulen Heinzen, klugen Elsen und schönen Katrineljen Umgang haben. Ein Rotkäppchen wird man hier allerdings vergebens suchen. Die Moskauer Künstlerin Nika Golz, die die Schau in Berlin für ihre Kollegen präsentiert, weiß warum: „Unsere Kinder haben das Rotkäppchen so lieb, daß es für sie ohnehin nur ein Wesen aus dem russischen Volksmärchen sein kann. Und unter seinen zahlreichen erwachsenen Liebhabern wird es bei uns dem Franzosen Perrault zugeschrieben.“ Das sind die geheimnisvollen Wege, auf denen die Märchen wandeln.

Constanze Treuber (Text)
Peter Calbe (Reproduktionen)

Boris Diodorow: Die kluge Bauerntochter (Ausschnitt)

Maria Rudatschenko: Die Bremer Stadtmusikanten



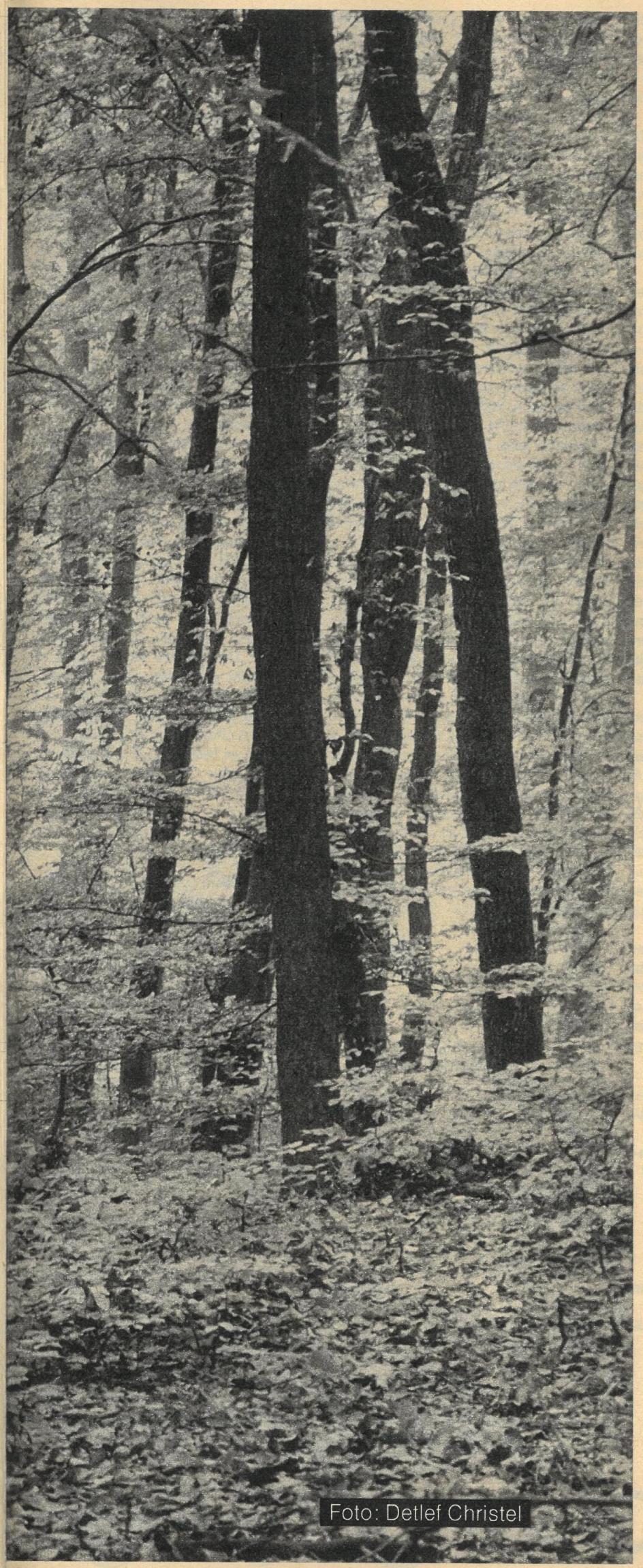


Foto: Detlef Christel

Oft beobachtete ich, so aufmerksam als ich konnte, den herbstlichen Laubfall, um jenen Sekundenbruchteil zu erhaschen, in dem das Blatt sich vom Zweig löste und zur Erde zu fallen begann; das wollte mir lange nicht gelingen. In alten Büchern hatte ich davon gelesen, daß die Blätter im Fallen ganz leise knistern, doch diesen Laut hatte ich selbst noch nie gehört. Nur am Boden, unter den Füßen der Menschen, hatte ich bisher das Laub rascheln gehört.
Die Berichte darüber, daß man die welken Blätter während ihres Fluges hören könnte, schienen mir genauso unglaublich wie die Behauptung, daß man den Frühling kommen oder das Gras wachsen höre.
Doch ich hatte unrecht. Es bedurfte nur etwas Zeit, bis das vom kreischenden Lärm der städtischen Straßen taub gewordene Ohr sich erholt hatte und jene überaus reinen und zarten Laute der herbstlichen Natur einfangen konnte.

Konstantin Paustowski

Einmal, spät abends, ging ich in den Garten hinaus zum Brunnen. Ich stellte die trüb flackernde Petroleumlampe auf den Brunnenrand und wollte mir Wasser holen. Der Eimer war voller Laub. Es war überall. Man entging ihm nirgends. An dem Schwarzbrot, das man aus der Bäckerei holte, klebten feuchte Blätter. Der Wind wehte das Laub haufenweise auf den Tisch, aufs Bett, auf den Fußboden, über die Bücher. Die Gartenwege waren nur noch mühsam zu begehen: man watete durch das Laub wie durch tiefen Schnee. Welke Blätter fanden wir auch in den Taschen unserer Regenmäntel, in den Mützen, in unseren Haaren – überall! Wir schliefen auf Laub und waren von seinem herben, bitteren Duft umgeben.
Es gibt Herbstnächte, erstorben und stumm, in denen totale Windstille über dem schwarzen Waldrand herrscht und nur das dumpfe Tönen des Klopfholzes vom Dorfrand herübertönt, wenn der Nachtwächter die Stunden anschlägt.
In solch einer Nacht war es. Meine Lampe erhellte mit ihrem matten Schein den Brunnen, den alten Ahorn am Zaun und die windzerzausten Stauden der Kapuzinerkresse auf den verwelkten Beeten.
Ich betrachtete den Ahorn und sah, wie ein rotes Blatt sich langsam und bedächtig vom Zweig löste, sacht erbebte, für einen Augenblick in der Luft stand und dann schräg nach unten mir vor die Füße zu schweben begann; dabei raschelte es ganz leise und taumelte ein wenig. Da hatte ich es nun zum ersten Mal vernommen, dieses zarte Geräusch eines fallenden Blattes, ein kaum wahrnehmbarer Laut, **ähnlich dem Flüstern eines Kindes.**

Aus der Erzählung „Das Märchen vom Herbst", geschrieben 1936

Anatoli Kim

Der Schlangenjunge

Anatoli Kim, der russisch schreibende sowjetische Schriftsteller koreanischer Nationalität – 1939 in Sergijewka in Kasachstan geboren und auf Sachalin aufgewachsen – ist unserem Leser kein Unbekannter. Wir druckten 1983 und 1985 seine bei Volk und Welt erschienenen Erzählungen „Heckenrose Myoko“ und „Staubwirbel“. Inzwischen gibt es von Anatoli Kim in der UdSSR fünf Erzählungsbände, und 1984 erschien ein erster Roman, „Das Eichhörnchen“. Die vorliegende, erst kürzlich von „Smena“ abgedruckte Erzählung übersetzte für FREIE WELT Charlotte Kossuth.

Illustration: Regine Roeder

1. Der Bauleiter

Ich kannte einmal einen Jungen aus einem Aul in den Bergen, er arbeitete bei mir: ein Kleiner, Stiller, der konnte keinem weh tun, nicht mal ein Wort zu seiner Verteidigung konnte er sagen, und auf unserer Baustelle machte er für alle den Laufburschen. Damals baute ich am Rande einer mittleren Stadt einen Getreidespeicher, die Tiefbauarbeiten waren schon vor ein paar Jahren erledigt worden, mit dem Bau aber hatten wir gerade erst begonnen, und das Fundament war längst von Steppengras überwuchert, in den Spalten zwischen den Bruchsteinen hatten sich sogar Schlangen eingenistet. Und wegen dieser Schlangen kam es einmal zu einer Schlägerei zwischen Klimukow, einem Betonierer, und diesem Tursunbek, von dem ich erzählen will.

Ich komm auf ein Geschrei hin angelaufen und sehe, wie Klimukow sich blutüberströmt auf der Stelle dreht und einen Stein zu seinen Füßen sucht, Tursunbek aber mit dem Spaten ausgeholt hat und offenbar abwartet, was geschieht. Ich brülle sie von weitem an, so laut, daß mir fast die Kehle geplatzt wäre, immerhin stockten die beiden für eine Sekunde und sahen mich an, da drohte ich ihnen mit der Faust, dachte mir aber: Herrgott, wenn ich bloß nicht zu spät komme! Zum Glück schaffte ich es noch, nahm dem Jungen den Spaten weg, stieß Klimukow beiseite, und da kamen auch schon andere zur Hilfe. Klimukow hatte eine schräge Wunde am Kopf, das Blut strömte nur so heraus, er krümmte sich und weinte, beklagte sich: Wegen einer Schlange habe ihn der Bengel erschlagen wollen, einen Menschen wegen einer Viper, töten habe er ihn wollen.

Da erschienen wie aus der Erde gewachsen zwei Milizionäre in blauen Hemden auf dem Bauplatz, verschwitzt, die Mützen in der Hand. Sie waren auf ihrem Motorrad unterwegs gewesen, hatten die Schreie gehört und gehalten. Ich redete ihnen gut zu, sie sollten nichts unternehmen, den Jungen in Ruhe lassen und uns die Möglichkeit geben, selber alles zu klären und friedlich beizulegen. Doch die braungebrannten Burschen, ein Leutnant und ein Untersergeant, ließen sich auf nichts ein, sie wuschen sich, tranken einen Schluck aus der Wasserleitung und verfaßten dann bei mir im Büro ein Protokoll mit allem Drum und Dran. Klimukow machte auch noch einen Mordskrach und wollte sich nicht beruhigen, obwohl seine Wunde nicht weiter schwer war – man hatte ihm inzwischen den Kopf verbunden. Wie aufgezogen wiederholte er immer wieder: Wegen einer Schlange habe der Bengel einen Menschen töten wollen.

Wie sich herausstellte, hatte Klimukow ein Loch unterm Fundament entdeckt, in dem eine Schlange verschwunden war, von dem Mann am Kompressor einen Eimer Dieselöl geholt und es in dieses kleine Loch gegossen. Als es voll war, kam ein Schlangenkopf zum Vorschein, eine Viper kroch heraus, und der Betonierer schlug sie sofort mit dem Spaten in Stücke. In dem Augenblick stürzte Tursunbek auf ihn los – ich hatte ihn für Transportarbeiten eingeteilt, er mußte Beton entladen und Ziegel unterm Kran entgegennehmen –, riß Klimukow den Spaten aus der Hand und schlug ihn.

Das war schlecht von ihm, gewiß, nicht gerade kameradschaftlich, so was darf man bei der Arbeit nicht tun, darf man überhaupt nicht tun, aber dieser Tursunbek war schließlich gerade erst achtzehn geworden, er war aus einem abgelegenen Aul, wo er bei Verwandten gelebt hatte, in unsere Stadt gekommen – seine Eltern waren gestorben, er war seit drei Jahren Waise. Er war brav und äußerst zuverlässig, zwar noch keine Fachkraft, aber er gab sich große Mühe, schonte sich nicht, hantierte eifrig mit dem Spaten und kratzte den Flüssigbeton immer sauber aus dem Kipper, wie geleckt sah der danach aus. Was man ihm auch auftrug – er schaffte alles weg oder schleppte es an, und er tat es mit so bereitwilliger und ernsthafter Miene, schaute einem hinterher so erwartungsvoll in die Augen: Na, was gibt es noch zu tun?, daß es mir manchmal direkt etwas peinlich war angesichts von soviel Naivität und Gutmütigkeit; so hielt ich den Jungen hin und wieder ein, zwei Minuten auf, fragte ihn, wie's dem jungen Mann hier so gehe, und er antwortete dann immer lächelnd wie ein kleines Kind: „Alles klar, Agai. Ich arbeite, faulenze nicht.“

In der Stadt wohnte er bei Verwandten – ich weiß nicht, ob es dieselben waren, die ihn aufgezogen hatten und nun selber in die Stadt gezogen waren, oder ob sie ihn aus irgendwelchen Überlegungen Sippenangehörigen in der Stadt übergeben hatten – das alles weiß ich nicht, doch ich bin sicher, über das Schicksal dieses Jungen entschieden andere, er machte sich über sich selbst keine Gedanken, er verließ sich nur auf die Verwandten.

Und dieser stille kleine Kerl – groß war er wirklich nicht, und das Gesicht konnte man auch nicht gerade schön nennen, er hatte breite Wangenknochen, schmale Augen und ein Stupsnäschen – hatte ausgeholt und mit dem Spaten einen Mann geschlagen, einen kräftigen Mann, den größten Schreihals, den Hitzköpfigsten in der Brigade. Ich begann Klimukow zu bearbeiten. „Nimm die Anzeige zurück“, sagte ich, „verdirb dem Jungen nicht das Leben, die Wunde ist doch lächerlich, nur ein Kratzer, was kommt unter Kumpeln nicht alles vor, der Bengel ist doch noch dumm, wußte nicht, was er tat.“ Klimukow ging hoch wie von der Tarantel gestochen: „Hast du nicht seine Augen gesehen? Erschlagen hätte er mich können, dieser Schlangenjunge, und du, Abpai Nasarytsch, setzt dich für ihn ein! Hast du nicht seine Augen gesehen?“ – „Was ist schon Besonderes an seinen Augen?“ frag ich. – „Selber hättest du sie sehen müssen, dann würdest du nicht so reden“, antwortete er. „Was ist bloß an ihnen, daß du dem Jungen seine Dummheit nicht verzeihn kannst?“ – „Verzeihn kann ich alles“, sagt Klimukow – mit seiner Binde um den Kopf sah er aus wie ein Mullah mit Turban – „aber seine Augen waren wirklich nicht mehr menschlich, es waren Schlangenaugen, Augen wie von einer Viper!“

Da mußte ich lachen und sagte zu dem Mann: „Nimmst du trotzdem die Anzeige bei der Miliz zurück?“ – „Das mach ich“, sagte er. „Wenn du drauf bestehst, will ich nicht so sein. Von mir aus könnten sie ihn aber einsperren, mit solchen Leuten hab ich kein Mitleid.“ – „Warum hast du mit solchen Leuten kein Mitleid, Klimukow?“ warf ich ihm vor. – „Weil wir alle normal sind und wissen, wie's läuft, wir arbeiten, baun an der Zivilisation, und dann kommen solche wie er, Milchbärte und Strolche, und wollen einen Mann für nichts und wieder nichts umbringen. Wegen einer Giftschlange, die beißt, einen Menschen schlagen – wo gibt's denn das, Nasarytsch! Wer ist wichtiger“, sagt er, „ein Mensch oder eine heimtückische Schlange?“ – „Na schön, schön“, beruhigte ich ihn. „Der Mensch ist wichtiger. Ich werde noch mit ihm reden. Werde ihn selber bestrafen.“ – „Er soll sich aber in unserer Brigade nicht mehr blicken lassen, sonst mach ich diesen Schlangenbengel noch zufällig kalt“, erklärte er mir, und ich versprach, Tursunbek zu versetzen.

Ich steckte also Tursunbek in eine andere Schicht und bestellte ihn in mein Büro. „Siehst du nun ein, daß du unmenschlich gehandelt hast?“ Er schwieg, das Kinn auf der Brust, zeigte mir seinen zerzausten Scheitel. „Wenn du dir darüber nicht klar bist, haben wir beide hier nichts miteinander zu schaffen. Ich habe dir das Gericht erspart, jetzt kannst du gehn, wohin du willst. Falls du dich aber besonnen hast, wollen wir miteinander reden, ich mach dir einen Vorschlag ...“

„Agai“, erwiderte er, „so darf man nicht mit Schlangen umgehn. Sie haben sich doch nichts zuschulden kommen lassen.“ Schon wieder fängt er mit diesen Schlangen an! Na, ich hab ihn gehörig ausgeschimpft und dann gesagt: „Du tust mir leid, du bist eine Waise und hast keine richtige Ausbildung. Ich schick dich von der Bauverwaltung zum Lernen, sorge dafür, daß du delegiert wirst. Willst du Schweißer werden?“ – „Das will ich schon“, sagte er und lächelte sogar übers ganze Gesicht. „Aber die Schlangen können hier auf dem Bau nicht bleiben, die muß man alle in den alten Steinbruch schaffen, da haben sie es beser.“ – „Kommst du mir schon wieder mit den Schlangen!“ brüllte ich ihn an. „Man spricht ernst-

haft mit dir, entscheidet über dein Schicksal, du aber hast nur Kindereien im Kopf! Du bist ein richtiger Schlangenjunge! Marsch an die Arbeit!“

2. Die Wächterin

Die zweite Schicht war eigentlich um Mitternacht zu Ende, aber oft kam es nicht vor, daß dann die volle Zeit gearbeitet wurde – bald fehlte es an Ziegeln, bald war's mit Flüssigbeton Essig oder mit noch was anderem, und da saßen die Männer eben im Umkleideraum und spielten ihr geliebtes Domino, lärmten und lachten, bis sie es satt bekamen und ohne viel Aufsehen nach Hause gingen. An dem Tag hatte ich meinen Wachdienst wie immer um acht Uhr abends angetreten, ich war um drei Viertel acht gekommen, anders als meine Ablösung Kisimow, der manchmal erst um neun erscheint und für alles Ausreden parat hat: Mal mußte er für die Kuh Gras ranschaffen, mal für seine Alte Wasser schleppen. Dabei konnte er das Gras auch beizeiten mähn und das Wasser auch am Tag holen und nicht erst am Abend. Na schön, ich bin also gekommen und hab die Uigurin Kumysch nach Hause geschickt, wir waren drei Wächter auf der Baustelle, haben rund um die Uhr Dienst gemacht. Alles war ruhig, die Leute haben gearbeitet, ich hab mir Tee gekocht und getrunken, dann bin ich am Zaun entlanggegangen, um nachzusehen, ob nicht irgendwo neue Löcher sind, und zugleich hab ich unserm Wachhund Schaitan Knochen gebracht, der liegt in einer Hofecke hinterm Bau bei seiner Hütte an der Kette.

Ja, und dann waren so etwa zwei Stunden vergangen, die Arbeiter sammelten sich im Umkleideraum und klopften Domino – mit dem Flüssigbeton war's natürlich wieder mal Essig, aber diesmal maulten sie nicht lange, schlugen nicht lange Krach: Offenbar war die Arbeit gar nicht vorgesehen gewesen, oder der Bauleiter Abpai Nasarowitsch hatte ihnen erlaubt, eher zu gehen – ich weiß es nicht, gegen elf war jedenfalls keiner mehr auf der Baustelle, ich sperrte das große Tor zu und sicherte die Pforte von innen mit einer Brechstange. Inzwischen war es dunkel geworden, und ich wollte Schaitan von der Kette lassen, leuchtete mit einer Taschenlampe auf den Weg vor mir, damit ich zwischen den Stapeln von Ziegelsteinen nicht über was stolpere und hinflog.

Wie ich so geh, hör ich auf einmal ein Schurren im Dunkeln – jemand zerrt was über die Erde. Uns Wächtern steht zumindest ein altes Gewehr zu, aber ein Gewehr hätte mir sowieso nichts genützt, na ja, Kisimow hätte noch damit ballern können, der Alte ist ja mal im Krieg gewesen, aber ich und die Uigurin Kumysch, die nur eine Hand hat? Die andere, die linke, hatte ihr, als sie noch ein Kind war, der Vater abgehaun. Eine Kobra hatte sie in die Handfläche gebissen, ihr Vater war zufällig in der Nähe gewesen, hatte im Nu die Axt ergriffen und ihr mit einem Schlag die Hand abgehaun, dem Kind hat er so das Leben gerettet, aber sie ist für immer ein Krüppel geblieben. Wir beide können nicht schießen – haben sogar noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt, was sind wir schon für Wächter – aber genommen haben sie uns doch, denn wer hätte die Arbeit sonst machen sollen? Und wie ich dieses Schurren im Dunkeln hör, kriege ich einen Mordsschreck. Da haben wir die Bescherung, denk ich mir, Allah erbarm dich! Da steh ich nun wie festgewachsen, kann mich nicht von der Stelle rühren und denk mir nur: Warum bellt denn unser Wachhund Schaitan nicht? Seine Hütte ist doch ganz in der Nähe, er aber klirrt nur mit seiner Kette, und man hört, wie er sich kratzt und flöht und winselt, als beklage er sich leise.

Da stehe ich nun und stehe, und plötzlich haben sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt, außerdem ist der Mond über den Feldulmen aufgestiegen, alles ist jetzt auch ohne Taschenlampe gut zu erkennen.

Und ich sehe, in einer fernen Ecke, da, wo das alte Fundament ist, hockt ein Arbeiter, unser kleiner Tursunbek, so ein Stiller, so ein Knirps, der erst vor kurzem aus irgendeinem Aul gekommen ist – ich hab ihm doch immer mal Fladen und Sauermilch gegeben. Was bist du nur erschrocken, Alte, denk ich mir und geh stracks auf ihn zu, was hat er denn hier im Dunkeln vor? Schon will ich die Taschenlampe wieder anknipsen, um besser zu sehen, da steht er auf, geht woandershin und zerrt eine Kiste hinter sich her, eine Verpakkungskiste, in der mal Eisenblech war. Schon wieder hockte er sich hin und wurde ganz still, bewegte sich nicht, auch ich stand da und bewegte mich nicht, zu gern wollte ich wissen, was er da macht, der Tursunbek. Er machte aber überhaupt nichts, doch dann sah ich, er rührt sich, streckt die Arme aus, scheint irgendwas zu wickeln. Da knipste ich die Taschenlampe ein, richtete den hellen Strahl auf ihn, und was stellt sich heraus? Vor Schreck hätte ich fast die Taschenlampe fallen lassen. Bismillah! In den Händen des Menschen windet sich eine Riesenschlange! Schwarz und glänzend, wie eingeölt!

„Meine Güte, Söhnchen, was machst du da mit der gräßlichen Schlange?“ schrie ich außer mir. „Wirf sie sofort hin, du verrückter Kerl, gleich wird sie dich beißen, du stirbst auf der Stelle!“

Er aber blinzelte nur blind ins Licht und antwortete nicht, die Schlange aber wand sich noch immer in seinen Händen, sie ringelte sich und zischte, wie wenn man ein Fahrrad aufpumpt. Endlich antwortete der Junge: „Apai, machen Sie die Taschenlampe aus. Sie ist böse, weil Sie ihr in die Augen leuchten.“

„Wer ist böse, du Unglückswurm, etwa dieses schreckliche Scheusal? Wirf es endlich hin, bist du denn total bescheuert?“

Er warf sie jedoch keineswegs hin, sondern steckte sie in die Kiste und schloß den Deckel. Da holte ich tief Luft und schrie ihm von weitem zu: „Entweder hast du das Leben satt, oder du bist ein Schlangenbeschwörer, der mit dunklen Kräften Umgang hat. Dann pfui Deibel!“ Sie spuckte aus. „Eine eklige Schlange in die Hand nehmen! Wie willst du in diesen Händen je wieder Brot halten, Junge?“

Da stand er erneut auf und schleifte die Kiste hinter sich her, ich aber knipste die Taschenlampe aus, damit sie nicht unnütz brannte.

„He, was machst du denn, erklär mir doch endlich alles menschlich!“ schrie ich wütend. „Alle sind nach Hause gegangen und schlafen längst ruhig, du aber – bald ist Mitternacht – machst dir hier mit diesem Teufelsgezücht zu schaffen, fürchtest keine Sünde und stürzt auch mich in Sünde!“

„Still, Apai“, sagte er halblaut, und seine Augen funkelten, richtig wie bei einem wilden Fuchs. „Sie mögen es nicht, wenn man schreit.“

„Ja, sind sie denn mit dir verwandt, daß du dich so um sie sorgst? Du bist doch ein Menschenkind, ein Shigit, aber du faßt sie mit bloßen Händen an – wieso beißen sie dich eigentlich nicht?“

Ich schrei ihn an, aber schon nicht mehr so laut, nur noch ganz leise, als fürchtete ich, jemand könne zufällig meine Worte hören, dabei frage ich nur: „Warum steckst du sie eigentlich in die Kiste, Söhnchen?“

„Ich will sie alle einsammeln und von hier wegbringen“, sagt dieser Bursche, beugt sich wieder zum Mauerwerk hinab und steckt die Hand aus.

Ich habe nichts begriffen und stehe da. Gottes Welt ist groß, und Wunder gibt es viele, denk ich mir und kann mich weder entschließen wegzulaufen, noch näher auf diesen seltsamen Menschen zuzugehen.

Er aber sagt kein Wort mehr und fährt nur fort in seiner unbegreiflichen Arbeit: geht von einem Loch zum andern und sammelt Schlangen in die Kiste. Auch ich schweige und sehe ihn mir an, beobachte ihn von fern und traue meinen Augen nicht. Tursunbek schien mich gar nicht mehr zu bemerken, er sah kein einziges Mal in meine Richtung, unser Wachhund kläffte kein einziges Mal, ich hatte ihn ganz vergessen, erst als ich mit den Knien gegen ihn stieß, fiel mir wieder ein, daß ich ihn ja von der Kette lassen wollte. Aber dann überlegte ich es mir anders und dachte, der Hund würde nur stören. Sei's, wie's sei, aber wenn ein Mensch so beschäftigt ist, daß er seine Umgebung nicht mehr wahrnimmt, und wenn er dabei sein Leben aufs Spiel setzt, dann sollte man ihn bei seinem Vorhaben nicht stören. Das sagte ich mir, und ich beschloß, schweigend alles bis zum Schluß zu verfolgen.

Wie lange das dauerte, weiß ich nicht mehr, ich erinnere mich nur noch, daß der Mond längst hinter der Molkerei verschwunden war, der Himmel sich aber schon leicht rötete, als Tursunbek, die Kiste hinter sich her zerrend, den ganzen Hof abgesucht hatte, ohne die verborgensten, mit Disteln und Steppengras überwucherten Winkel auszulassen, in die man die vom Fundamentbau übrig gebliebenen Bruchsteine geschüttet hatte. Danach zerrte er mühsam die Kiste über den ganzen Bauplatz, zog den Riegel zurück und öffnete das Tor, um seine Last auf die Straße zu schleifen. Ich schloß das Tor hinter ihm, schob den Riegel wieder vor und lief dann rasch durch die Pforte hinaus, um mir anzusehen, was weiter geschähe.

Er aber zerrte seine Kiste etwa hundert Meter die Straße lang, machte den Dekkel auf und kippte die Kiste auf die Seite. O Allah! So was hatte ich noch nie gesehen und werde es auch nie wieder zu sehen bekommen, allenfalls in einem Alptraum.

Ein riesiges Knäuel wirrer Fäden schien auf die Straße zu rollen, erst lag es da wie ein regloser Klumpen, dann begann der in der Stille zu zischen, und aus ihm ergossen sich regelrechte schwarze Rinnsale über die Straße. Tursunbek aber, dieser Diener des Satans oder der Erwählte Gottes – kurz, kein einfacher Mensch, sondern ein vom Schicksal Auserkorener, gab der Kiste zweimal einen Fußtritt, um zu überprüfen, ob auch nichts von der Teufelsbrut mehr drin war, und ging dann die Straße weiter, ohne auch nur ein einziges Mal in meine Richtung zu blicken.

3. Der Fahrer

Ich fuhr in aller Herrgottsfrühe zu diesem Steinbruch, damit ich es vor Arbeitsbeginn noch schaffte, die Steine, von denen ich am Vorabend zwei Haufen zusammengetragen hatte, abzufahren – für das neue Haus brauchte ich Bruchsteine. Schon längst hätte ich die Batterie aufladen und den Vergaser reinigen sollen, der Motor sprang kaum noch an, daher schaltete ich ihn im Steinbruch nicht ab, zog den Choke und ließ den Motor leer weiterlaufen, denn ich hatte Angst, ich bekäme ihn sonst nicht wieder in Gang. Ich warf die Steine in den Wagenkasten, erst den einen Haufen, dann den anderen, und machte mich gemächlich auf den Weg. Es hatte noch keine Eile, die Leute wurden gerade erst wach, über dem Aul Baschtasch stiegen nur ein paar Rauchfahnen auf. Und ich wunderte mich, als ich ihn sah – er stand allein mitten auf der Straße und hatte die Hand gehoben. Na, ich fahre also näher und bremse, denk mir, was will der Junge hier so früh: Soll ich ihn bis zum Aul mitnehmen? Der ist aber doch ganz nah, hinterm Steinbruch muß man nur übers Maisfeld. Oder will er in die Stadt?

Als ich hielt, traute ich meinen Augen nicht: Hinter dem Jungen, der immer noch mit erhobener Hand dastand, schienen Schlangen über die Straße zu kriechen – in ununterbrochenem Strom, ein zwei Meter breiter Streifen. Das eine Ende dieses Streifens verschwand bereits hinter einer kleinen Anhöhe in Richtung des Steinbruchs, der Schwanz kroch gerade aus dem Maisfeld. Als ich das sah und begriff, daß da echte Giftschlangen krochen, steckte ich den Kopf aus dem Fahrerhaus und brüllte, so laut ich konnte: „Was stehst du da rum, he, Bengel! Komm bloß schnell her! Siehst du nicht, was sich hinter dir tut?“

Er aber rührte sich nicht vom Fleck, stand mit dem Rücken zu den Schlangen und mit dem Gesicht zu mir, und da erkannte ich ihn. Das war doch ein Arbeiter vom Speicherbau, ich hatte ihn schon öfters gesehen, wenn ich ihnen Flüssigbeton brachte. „He!“ schrie ich. „Rette dich!“ Er aber blieb wie ein Verkehrsposten auf der Straße stehen und

Fortsetzung auf Seite 43

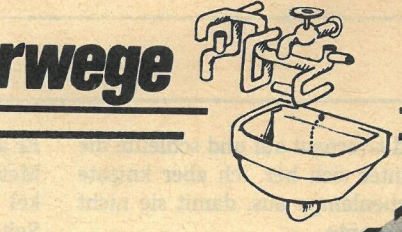
Ist denn die Welt nicht schon voll Rätsel genug,

Zur Wahrheit wollte ich schon kommen, hätte ich nur Zeit, zu irren. Hebbel

Ein Mysterium

Wir begrüßten uns und Petrow fragte: „Na, hast Du alles Iwanow übergeben?"
„Übergeben? Was?"
„Na, was schon! Spiel nicht den Unwissenden, wenn Du Iwanow siehst, erinnere ihn nochmal daran, daß er es Scharkow geben soll."
„In Ordnung." Ich nickte, ohne etwas zu begreifen, aber in der Hoffnung, daß sich in Kürze alles aufklären würde.
Nichts klärte sich auf. Wie ich mein Gehirn auch zermarterte, mir fiel es nicht ein. Ich konnte mich partout nicht mehr erinnern, was mir Petrow übergeben hatte und ich an Iwanow weiterreichen sollte. Kurz entschlossen suchte ich Iwanow auf.
„Hast Du die Sache schon weitergegeben?" fragte ich mit hinterhältiger Liebenswürdigkeit.
„Was weitergegeben?" fragte er verwundert zurück.
„Na das!" antwortete ich ärgerlich. Spiel nicht den Unwissenden. Ich hab's von Petrow bekommen, an Dich weitergegeben, und Du solltest es Scharkow bringen."
„Ach, das meinst Du", sagte Iwanow, und seinem Gesicht sah ich an, daß er nicht das Geringste begriff.
Einige Tage später traf ich Scharkow.
„Schönen Dank für Deine Mühe", „ich habe alles von Iwanow bekommen. Du hast mir wirklich sehr geholfen. Und wenn Du Petrow siehst, grüß ihn von mir."
Seit drei Nächten flieht mich der Schlaf. Ein Problem lastet wie ein Alptraum auf meiner Seele: Was, um alles in der Welt, habe ich von Petrow bekommen und an Iwanow weitergereicht?

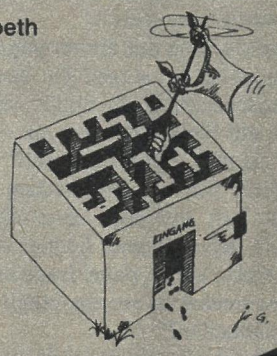
Aus „Nedelja", übersetzt von Adeline Thomas



Jeder irrt sich im Rahmen
seiner Möglichkeiten.

Sein Gehirn hatte so viele Windungen,
daß seine Gedanken nicht
aus diesem Labyrinth herausfanden. Leonidow

Gerbeth



Die Wahrheit entrinnt
jedem Labyrinth!

R. Gürek

Parallele

Schlich und Schleich, ein Schlangenpaar
schlängelten sich sieben Jahr,
wie so manches Pärchen eben,
einigermaßen glatt durchs Leben,
bis sich Schlich 'ne And're nahm,
Schleich ihm auf die Schliche kam…
Jedenfalls, es ist vorbei
mit der alten Schlängelei. –
Weit'res über Schleich und Schlich
fragt mich bitte lieber nich.

Günter Gregor

Liebesfallen

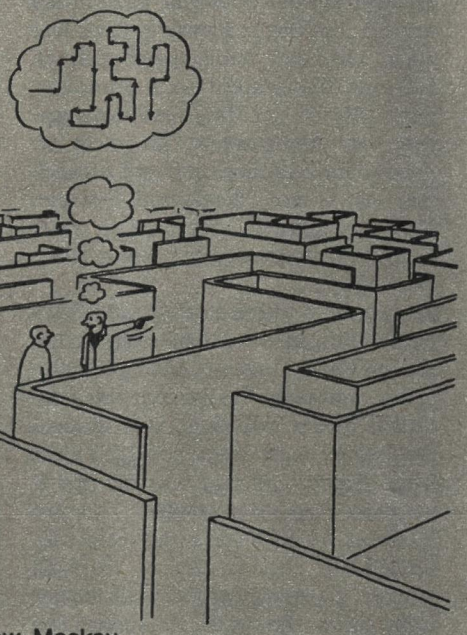
Es gibt eine Einfalt, die schlimmer ist als Gaunerei. Gleich beim ersten Schritt gerätst du in ein solches Labyrinth von Fußangeln, daß du Kopf und Kragen dabei riskierst!

Saltykow-Schtschedrin

Süße Flüsterworte sind Irrlichter.

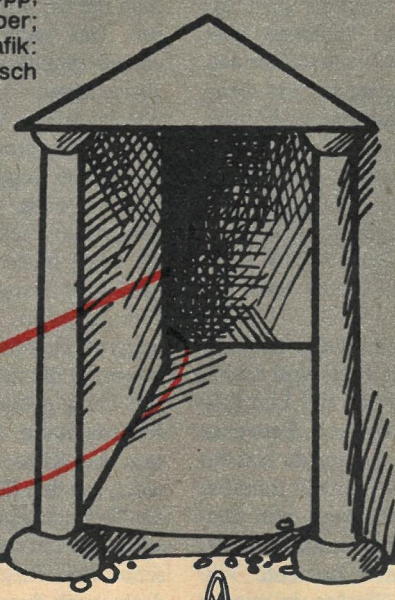
sorbisch

Labyrinth deep-dickermann



Dmitrijew, Moskau

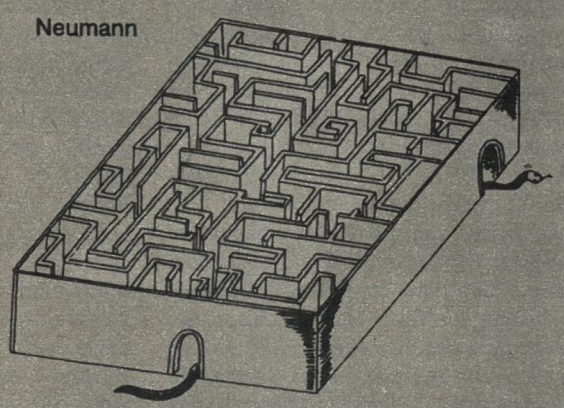
Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch



2 Wochenspruch

Nur ein nüchterner Kopf kann etwas Schwindelerregendes schaffen.

Neumann



Theseus '85

Dem Redner glühen die Ohren.
Er schweigt und seufzt und sinnt.

Du Lehrerin der Welt, Erfahrung! Lichtwer Man geht nie

daß man die einfachsten Erscheinungen auch

noch zu Rätseln

Mancher hat,
aus Furcht zu irren,
sich verirrt.
Lessing

Umwege sind
noch keine
Abwege.

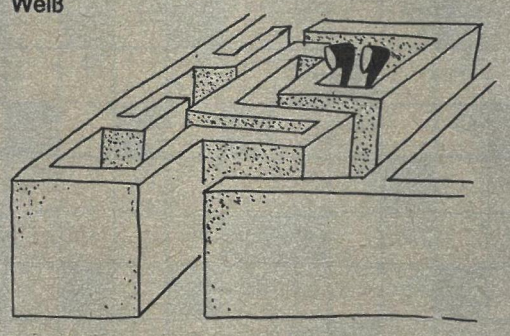
Abwege sind
keine
Auswege.

Unwissenheit ist
ein Irrgarten,
den jeder selber
pflanzt.

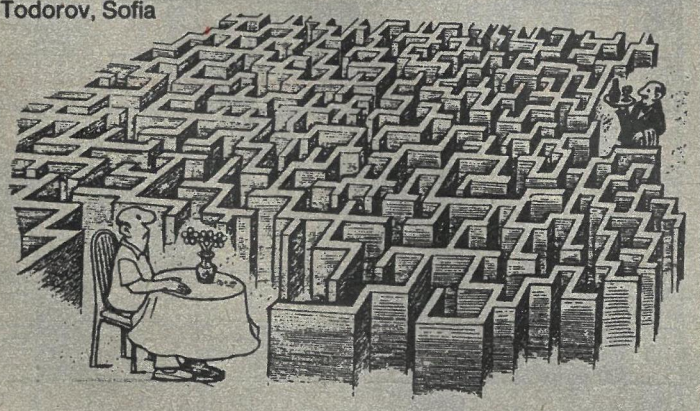
machen sollte? Goethe Er war sehr weit gegangen, ist aber nirgends angekommen. Leonidow Keiner ist zu jeder Stunde klug. Gracian

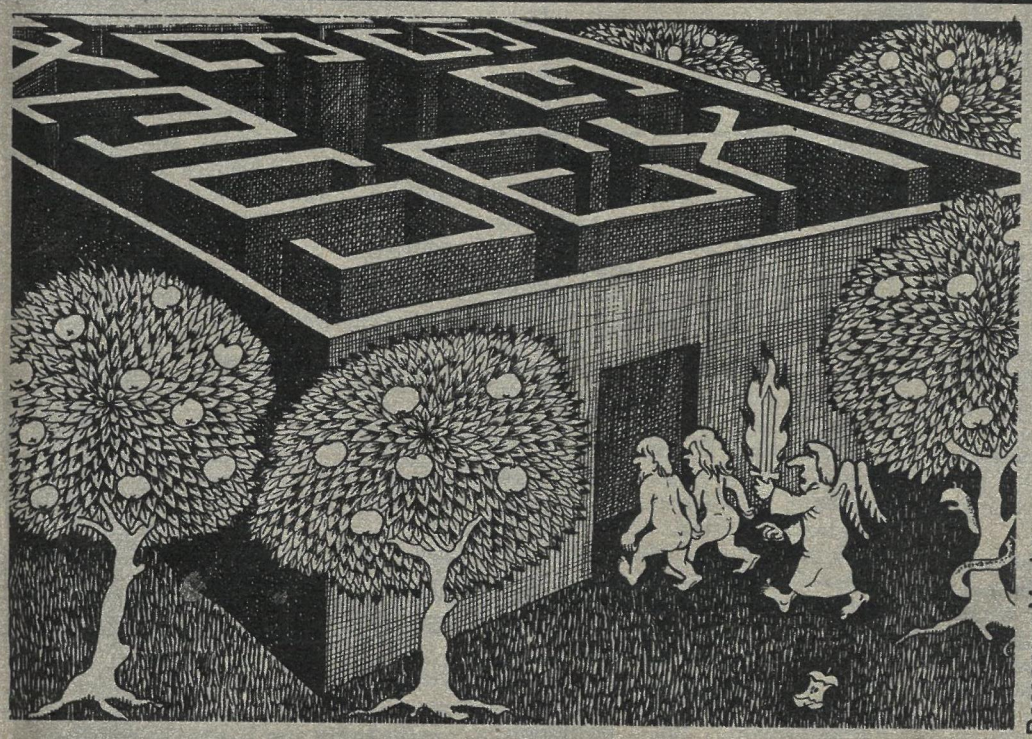
Mein-Haus-ist-mein-Labyrinth-Schneck von Bondartschuk

Weiß

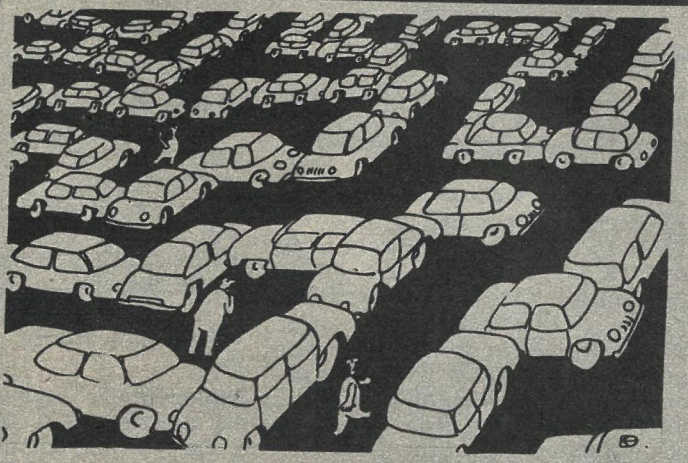


Todorov, Sofia



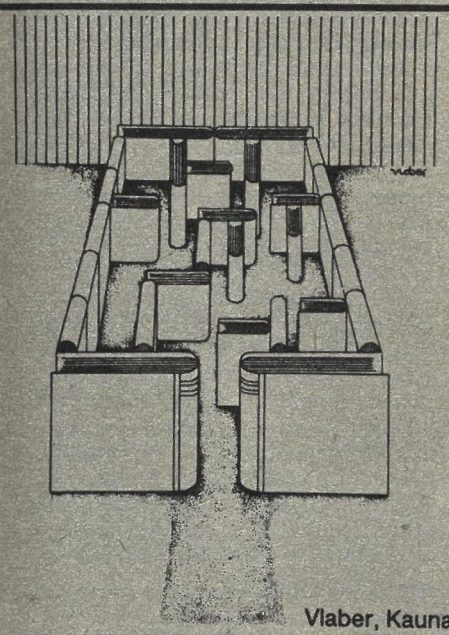


Rosanzew, Moskau



Das sind die Weisen,
die durch Irrtum zur Wahrheit reisen.
Die bei dem Irrtum verharren,
das sind die Narren. Rückert

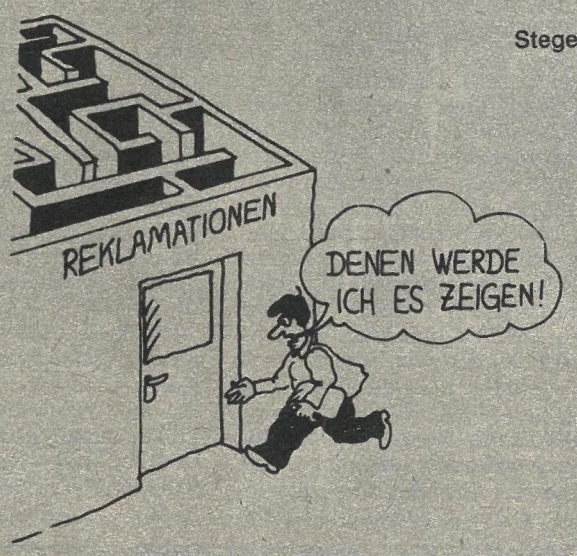
Kasanewski, Kiew



Vlaber, Kaunas

Steger

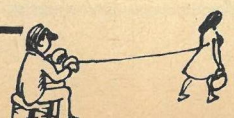
Steger



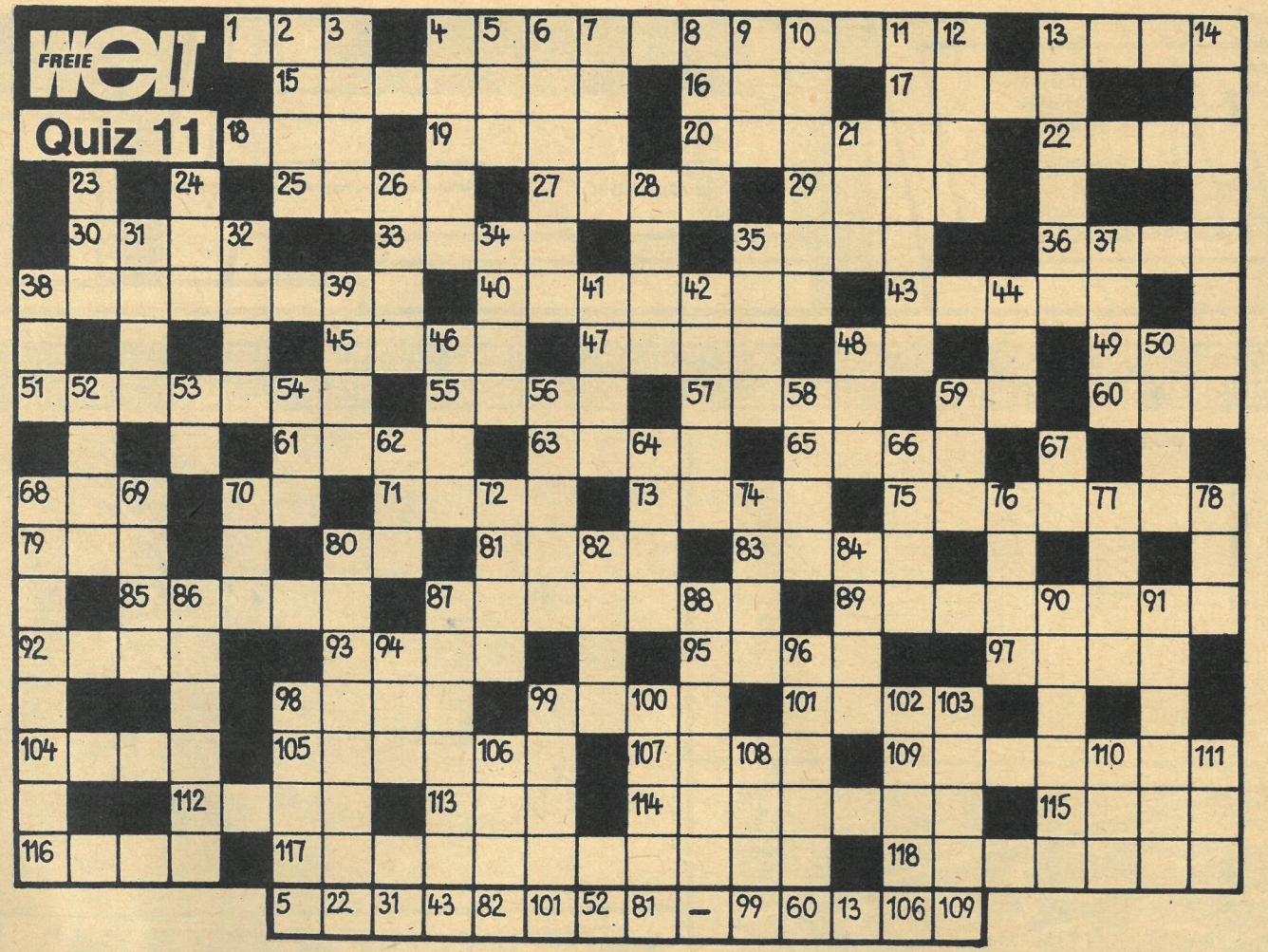
Da hat er im Satzlabyrinth
doch plötzlich den Faden verloren, R. Pöhlig

Schon manches Glück ging an peinlich geordneten Verhältnissen zugrunde.
Weiss

weiter, als wenn man



nicht mehr weiß, wohin man geht. Goethe



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. schott. Fluß zur Nordsee, 4. bedeut. sowj. Astrophysiker, 13. sowj. Physiker (Quantenmechanik), Nobelpreisträger 1958, 15. Pförtner, Hauswart (französ.), 16. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 17. Sumpfgebiet, 18. russisch: Frieden, 19. engl. Adelstitel, 20. schriftl. Aufstellung (Mz.), 22. Grenzfluß Polen – DDR, 25. Roman von Zola, 27. Gesichtshaar, 29. Feldbahnwagen, 30. Lasttier, 33. Bewohner einer SSR im NW der UdSSR, 35. latein. Vorsilbe, svw. halb, teilweise, 36. größter Wolganebenfluß, 38. sowj.-kirgis. Schriftsteller (Abschied von Gulsary), 40. ein Edelmetall, 43. Gestalt aus Schillers „Turandot", 45. Fliegenlarve, 47. Impfstoff; Blutwasser (Mz.), 48. russisch: ja, 49. marokkan. Stadt östl. von Rabat, 51. zentralasiat. Fluß zum Baikalsee, 55. türk. Provinzhauptstadt, 57. Männername, 59. Tierprodukt, 60. deutscher Volksliedersammler des 19. Jh., 61. Mädchenname, 63. radioakt. chem. Element, 65. islam. Gelehrtentitel; Vorbeter in einer Moschee, 68. engl. Zahlwort, 70. sowj. Flugzeugtyp, 71. russ. Männername, 73. Nichtfachmann, 75. frei schwimmende Nesseltiere der Meere, 79. Meeresbucht, 80. Flächenmaß, 81. altspanische Münze, 83. Farbton, 85. Begründer der Sowjetunion, 87. dringlicher Antrag, 89. svw. Abart, Spielart, 92. genialer norweg. Mathematiker (1802–1829), 93. küstennahe ostafrikanische Stadt in Somalia, 95. Männername (Kurzf.), 97. weibl. Operngestalt aus Wagners „Rheingold", 98. Nadelwäldchen, 99. immergrüne Sporenpflanze, 101. Wolganebenfluß östl. von Sysran, 104. trop. Gewürz, 105. Abfluß des Baikalsees, 107. Männername, 109. Geschwulstforscher, 112. türk. Stadt westl. von Kütahya, 113. Figur der NBI – Kinderseite, 114. Ort östl. von Elista/Kalmykische ASSR, 115. starke Salzlösung, 116. Stauanlage in Flußläufen, 117. Stadt im S der Tatarischen ASSR, 118. Schwebstoff.

Senkrecht: 2. innerer Drehimpuls der Atomkerne, 3. Mädchenname, 4. Kartenwerk, 5. Abk. für Million, 6. nordafrikan. Völkergruppe, 7. bulgarischer Marizanebenfluß, 8. Campinghaus, 9. ein schweizer. Urkanton, 10. Anhänger des Islams, 11. Erdteil, 12. neunter Ton der diaton. Tonleiter, 13. russ. Dreigespann, 14. Hafenstadt im N der Halbinsel Kola, 21. Nebenfluß des Ob bei Tomsk, 23. persische Rohrflöte, 24. poln. Schriftsteller („Eden"), 26. Fluß durch Leningrad, 28. Vortrag, 31. Ausdrucks-, Schreibweise, 32. Rheinnebenfluß, 34. Lebewesen, 35. nordkorean. Stadt südöstl. von Phjóngjang, 37. Klettertier trop. Urwälder, 38. Begriff bei Feldballspielen, 39. arab. Männername, 41. Donaunebenfluß, 42. russ. Mädchenname, 44. Schiefer, Fels, 46. Zweizahl, Zweiheit, 48. russisch: Haus, 50. Nachlaßempfänger, 52. Mädchenname, 53. ungar. Maler, Grafiker u. Kunstschriftsteller, 54. Wacholderbranntwein, 56. Ritzen, Spalten, 58. Habsucht, 59. straußenähnl. Laufvogel, 62. niederländ. Maler des 16. Jh., 64. russ. Mädchenname, 66. lateinisch: Wasser, 67. chem. Zeichen für Aluminium, 68. weltberühmter sowj. Puppenspieler, 69. Hast, 70. Vorfahr, 72. See in Nordamerika, 74. Stacheltier, 76. Opernlied, 77. die Festmasse der Erde, 78. strikte Verneinung, 80. mäßig langsames Musikstück, 82. Aufgeld, 84. Nachricht; Ankündigung, 86. Rabenvogel, 87. Verdi-Oper, 88. engl.-amerik. Männername, 90. kleiner liedhafter Gesangssatz, 91. nördl. Kap im W der Philippineninsel Mindadao, 94. räumlich beschränkt, 96. sowj. Mondsonde, 98. altchines. Münz- und Gewichtseinheit, 99. ägypt. Baumwolle, 100. nordeurop. Hauptstadt, 102. Ort und Talsperre im Erzgebirge, 103. Stahlplatte mit Versteifungen, 106. Bankpanik; Sturm auf die Kassen, 108. belgische Stadt bei Liège, 110. Lotterieanteilschein, 111. Kurzbezeichnung für Gelatine.

★

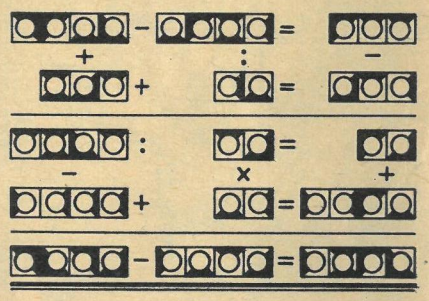
Unterirdische Paläste, für den täglichen Gebrauch von Millionen Menschen bestimmt, die gibt es tatsächlich! Wo – das erfahren Sie, liebe Rätselfreunde, wenn Sie auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand), die zwei Lösungswörter im heutigen Quiz 11 gefunden haben.
Übrigens: vor genau fünfzig Jahren wurden die ersten dieser Bauwerke, die durch Schienenwege miteinander verbunden sind, ihrer Bestimmung übergeben.
Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 13. November 1985 (Datum des Poststempels). Und bitte die Marke Quiz 11 oder die Zahlenleiste auf der Postkarte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 25/1985 der FREIEN WELT.
Sie können gewinnen:
1. Preis 100,– Mark
2. Preis 50,– Mark
3. Preis 75,– Mark
4. Preis 25,– Mark

Schach

Kecskemét '84/85
SIZILIANISCH, Vogt (DDR)–Perenyi (Ungarn): **1. e4 c5 2. Sf3 d6 3. d4 cd 4. S:d4 Sf6 5. Sc3 g6 6. Le2 Lg7 7. 0-0 Sc6 8. Sb3 0-0 9. Lg5 a6 10. f4 b5 11. a3 Lb7 12. Kh1 e6 13. Dd2 Dc7 14. Tad1 Tad8 15. Lf3 Se7 16. Df2 h6 17. L:f6 L:f6 18. e5! L:f3 19. ef L:d1 20. fe D:e7 21. T:d1 Df6 22. Sd4 Tc8 23. Se4 De7 24. Dg3 Kh7 25. c3 f5? 26. Sf2 e5? 27. Te1 Tfe8 28. Sd3 e4 29. Sb4 Db7 30. h3 a5 31. Sbc2 Db6 32. Dh4 d5 33. Se3 Tcd8 34.g4 Tg8 35. gf gf 36. De7+ Tg7 37. De6! Schwarz gab auf.**

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Nebenfluß der Weser, 2. Gebirge im Süden des asiat. Teils der UdSSR, 3. Schiffszubehör, 4. meißelähnl. Werkzeug, 5. Schriftstück, 6. Grasland, 7. Hast, 8. Mädchenname, 9. Ritter der Artusrunde, 10. Hausvorbau, 11. Hausflur, 12. Titelgestalt einer Cotovac-Oper, 13. Titel der 3. Sinfonie von Beethoven, 14. Stufengestell, 15. Wurfspieß, 16. Bezirk im S der DDR, 17. Habsucht, 18. Besitz, 19. Polstermaterial, 20. japan. Frauengewand, 21. jurist. Begriff, 22. ein Hauptvertreter der Berliner Schlageroperette, 23. Windschatten, 24. Sprossengerät, 25. Zeitungsabonnent, 26. Klasse im Sport, 27. südamerik. Hauptstadt, 28. sowj. Pädagoge u. Schriftsteller (gest. 1939), 29. europ.

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

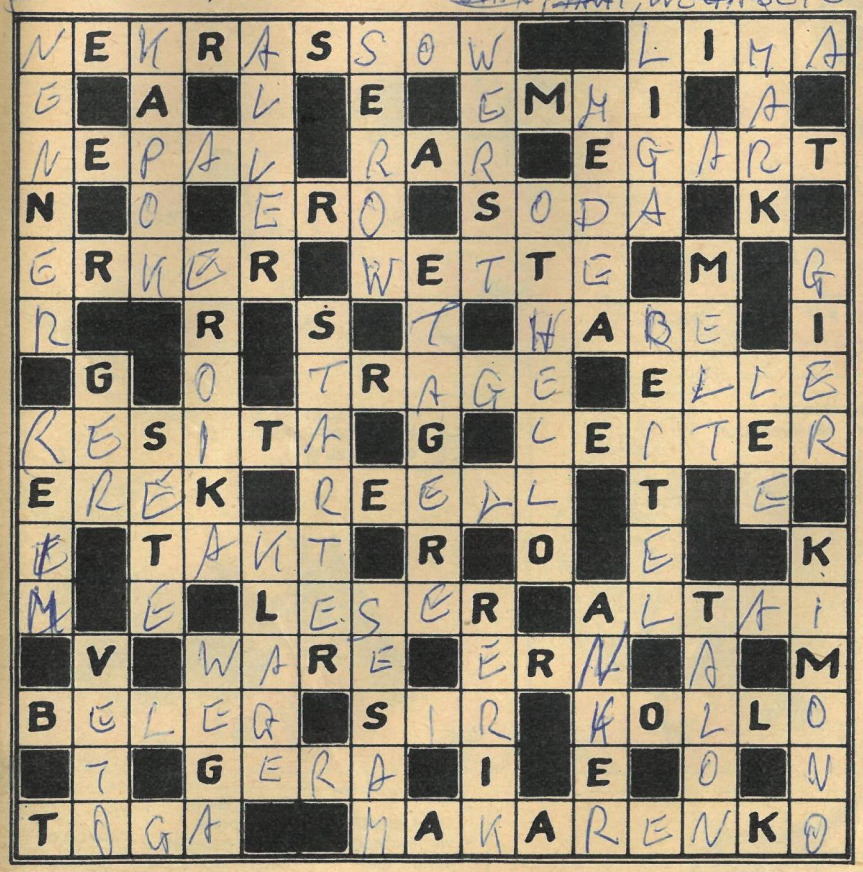
Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow, Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

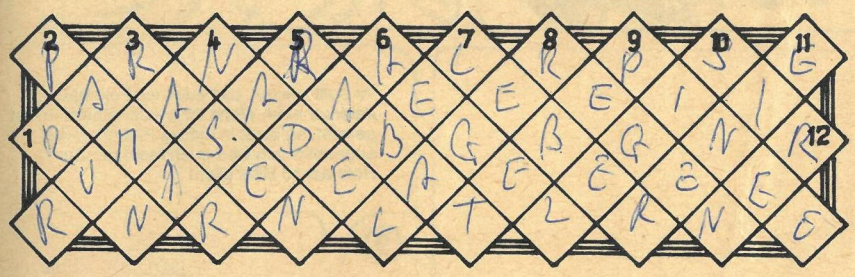
Währungseinheit, 30. zauberkundige Königstochter der griech. Sagen, 31. Hauptmeister der deutschen Renaissancebildnerei, 32. russ. revolutionär-demokratischer Dichter u. Publizist (gest. 1878), 33. Teil des Bruches, 34. Königreich im Himalaja, 35. Titelgestalt bei Shakespeare, 36. selten, 37. redlich, ehrlich, 38. Gleichklang, 39. Ostseebad der DDR, 40. rumän. Industriestadt im Banat, 41. russ. Maler (gest. 1911), 42. Märchenberg aus „1001 Nacht", 43. südfranzös. Hafenstadt, 44. engl. Anrede, 45. Natriumkarbonat, 46. Fahrzeuganlasser, 47. Feingefühl, 48. Gutschein, 49. altröm. Gewand, 50. Krankentransportgerät, 51. Einspruch, 52. Handelsprodukt, 53. Stern im Sternbild Leier, 54. altruss. Wegemaß, 55. am Totalisator abgegebener Tip bei Pferderennen.



Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Bankenansturm, 2. Hochgebirge in Mittelasien, auch „Dach der Welt" genannt, 3. Grünfläche, 4. Nähgerät, 5. Hauptstadt Marokkos, 6. deutscher Philosoph (gest. 1831), 7. inneres Organ, 8. Niederschlag, 9. Festessen, 10. engl. Anrede.

Von der Zahl nach unten links: 3. svw. selten, 4. belgische Provinzhauptstadt, 5. Führer des Kosaken- und Bauernaufstandes von 1670/71 in Rußland, 6. Streit, Zank, 7. Bewegungsform der Materie, 8. Büchergestell, 9. Begriff aus der Buchhaltung, 10. Abkürzungszeichen in der Kurzschrift, 11. Sportruderboot, 12. nord. Hirsch.



Silbenrätsel

Aus den Silben ben – bi – cha – de – dif – e – e – e – eis – en – er – fe – fel – gart – gel – gie – gie – hoch – i – il – ker – kow – le – le – ler – mil – nau – ne – neu – nus – pe – ral – re – renz – ri – roß – scha – sin – ta – tan – te – ter – tes – tik – trap – u – ve – zeit – zet – zie sind 21 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und die dritten von unten nach oben gelesen, ein dagestanisches Sprichwort ergeben (ch = 1 Buchstabe):

1. Planet, 2. Klagelied, 3. Harzfelsen bei Thale, 4. Mauerstein, 5. Titelgestalt bei Erich Kästner, 6. Donaunebenfluß, 7. Eheschließung, 8. Lutherstadt im Bezirk Halle, 9. Schiffahrtskunde, 10. Komponist der Oper „Carmen", 11. einjähriges Pferd, 12. Unterschied; Meinungsverschiedenheit, 13. Grasland, 14. russ. Admiral des 18. Jahrhunderts, 15. südschweizer. Kanton, 16. Planet, 17. Spezialschiff, 18. Nervenschmerz, 19. Mädchenname, 20. Krankenhauskomplex in der Hauptstadt der DDR, 21. Schulklassenrequisit.

Wörterband

T	A	N	G	N	A	T
E	S	I	N	O	I	T
R	N	E	B	R	R	E
E	E	A	T	E	O	R
B	R	T	E	I	N	I
A	I	O	M	B	I	S
R	R	M	N	O	E	A
T	E	D	U	R	B	R
R	U	E	T	A	M	A

Von außen nach innen: Schlangenart – Donaunebenfluß – Nichtfachmann – Rennpferd – ital. Fluß zur Adria – versteckter Spott – naher Verwandter – Mädchenname – Kinderspeise – geistreiches Witzwort (französ.) – Lufthauch.

Von innen nach außen: Honigwein – Grundbaustein der Elemente – Titelgestalt bei Ludwig Renn – Nachlaßempfänger – Wartaneben-fluß – europ. Inselbewohner – Tongeschlecht – Körperteil – Sternbild – Rhônenebenfluß – Gesichtshaar – französisch: Straße – russischer Mädchenname – Fluß i. d. Ukraine südwestl. von Tschernowzy – Abk. für technisch begründete Arbeitsnorm – Trägerelement in der Architektur.

Füllrätsel

1	R	E	G	O	N
2	R	E	I	T	E
3	B	L	A	T	E
4	A	S	T	E	R
5	N	D	I	G	O
6	I	N	I	V	E

1. Staat im Westen der USA, 2. eine Dimension, 3. dünnes Flachgebäck, 4. Bildpunkt, feines Liniennetz, 5. blauer Küpenfarbstoff, 6. Hauptstadt des Neuassyrischen Großreiches (wurde 612 v. u. Z. zerstört).
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – senkrecht – ergeben den Namen eines bedeutenden sowj. Pianisten (1907–1974).

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. Abkürzungszeichen i. d. Kurzschrift, 2. See in Finnland, 3. Getreidebündel, 4. Nachlaßempfänger (Mz.), 5. Hauptort von Osttirol/Österreich.

1 S	2 E	3 G	4 E	5 L
2 E	N	A	R	I
3 G	A	R	B	E
4 E	R	B	E	N
5 L	I	E	N	Z

Auflösungen aus Heft 21/1985

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Ordshonikidse, 8. Troika, 13. Saba, 14. Tenne, 16. Odeon, 18. Arc, 20. Aare, 22. Terenin, 24. Truhe, 25. Reni, 26. Niet, 28. Spitta, 29. Medea, 31. Tang, 35. Eid, 36. Frist, 38. Serow, 40. Ili, 42. Laue, 44. Aul, 45. Ebert, 47. one, 48. Tunnel, 50. Hel, 51. Ebro, 52. iga, 54. Ale, 56. Erz, 57. Ist, 59. Boa, 61. Ast, 64. Kali, 65. Bek, 66. Tomski, 69. Eis, 70. April, 71. Nil, 72. Erde, 74. Alk, 75. Salep, 78. Chlor, 80. SOS, 83. Aral, 85. Knabe, 86. Dakota, 89. Lien, 92. Elea, 94. Nugat, 95. Rammler, 98. Wald, 101. non, 102. Itala, 103. Erben, 104. Kola, 105. Prerow, 106. Lunatscharski.
Senkrecht: 1. Osten, 2. Dante, 3. Heer, 4. Neon, 5. Kien, 6. Don, 7. Egart, 8. Tschaikowski, 9. Oma, 10. Kar, 11. Nabe, 12. Radioteleskop, 15. Netto, 17. Dis, 19. Rute, 21. Arena, 23. Ern, 24. Tip, 25. rar, 27. Ire, 30. Efeu, 32. Aware, 33. Gilels, 34. Niere, 37. Inn, 38. Schewtschenko, 39. Rila, 41. Eta, 42. Lei, 43. Uta, 46. Boris Godunow, 49. neo, 53. Glinka, 55. Los, 58. Talar, 59. Balsa, 60. Abel, 61. Air, 62. Tee, 63. Tat, 67. Mal, 68. Kern, 73. Dübel, 76. Aller, 77. Ede, 79. Oka, 81. Sago, 82. Rot, 84. Rum, 87. Kanal, 88. Tal, 90. Irbis, 91. Nanni, 93. Erle, 95. Rast, 96. Marc, 97. Leda, 99. Aar, 100. Dur, 102. Ion.
Kreuzgitter. Waagerecht: Sir (67), Aul (9), Ost (54), Mop (44), Preis (65), Ohm (52), Anapa (3), Han (30), Kur (39), Err (23), Res (61), Ikone (33), Erg (22), Tatra (72), Iason (32), Ara (5), Xerxes (80), Infant (34), Tioro (74), Odessa (50), Greene (28), Andorra (4), Strunk (69), Athene (8), Ionen (35), Gurken (29), Deckel (13), Log (41), Weihe (79), Arles (6), Aga (2), Stroh (70), Bel (12), Tat (71), Gal (25), Abo (1), Ebene (15), Tee (76), Eller (19), Ner (46), Ree (64), Nor (49), Are (10).
Senkrecht: Sphinx (68), Irak (36), Renoir (59), Askese (7), Loren (42), Omega (53), Tartan (73), Martha (43), Oper (56), Basalt (11), Naxos (45), Ostankino (55), Rio Grande (60), Eid (17), Kolonne (38), Fee (24), non (48), Oss (57), Ear (14), San (66), Rat (58), Ede (16), Ene (21), Tau (75), Ulk (77), Hecht (31), Nie (47), Graben (27), Roller (62), Elster (20), Eisler (18), Kerala (37), Lahore (40), Gatte (26), Wagen (78), Rebe (63), Ober (51).
Wörterband. Von außen nach innen: Torero, Lette, Ner, Lek, Notar, Arasi, Amor, Beleg, Isar, Genie, Blei, Rabat, Siele, Kamelie, Trapez, Tatra, Gnu, Regen, Ale.
Von innen nach außen: Elan, Eger, Ungar, Tatze, Partei, Lem, Akelei, Stab, Ariel, Beine, Gras, Igel, Ebro, Mais, Ararat, Onkel, Renette, Lore, Rot.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Dan, 2. Nadir, 3. Basel, 4. Rogen, 5. Eiger, 6. Nebel, 7. Senat, 8. Linse, 9. Dante, 10. Kru.
Von der Zahl nach links: 3. Bad, 4. Radar, 5. Eosin, 6. Niger, 7. Segel, 8. Leben, 9. Diner, 10. Kanal, 11. Ernst, 12. Ute.
Wabenleiste: 1. Kauf, 2. Kaff, 3. Kris, 4. Mimi, 5. Eile, 6. Ende. – Faksimilie.
Buchstabentausch: Beine, Nation, Harke, Schock, Narbe, Regal, Sport, Pflege, Sonne. – Nikobaren.
Um die Ecke gedacht: Bildschirm.
Geschütteltes: Inn und Olive = Violinen.
Raten und Rechnen:

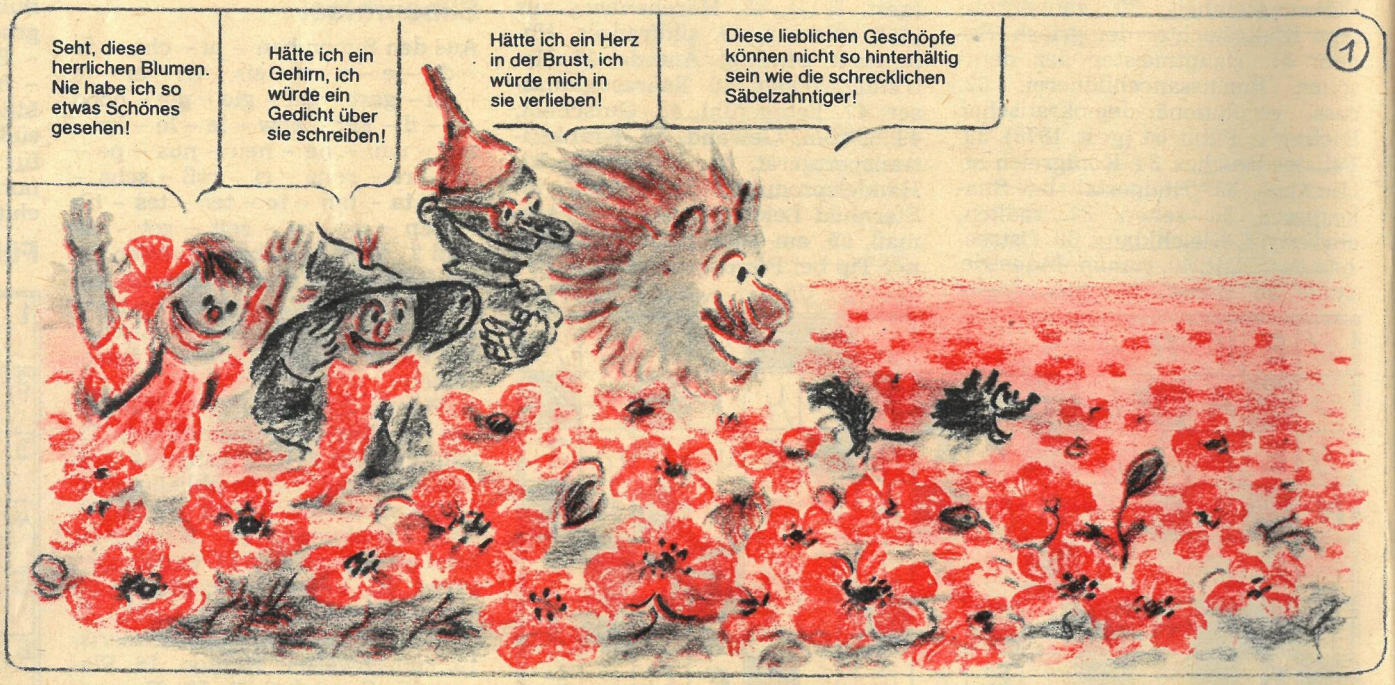
390	:	15	=	26		
–		×		+		
22	+	20	=	42		
368	–	300	=	68		

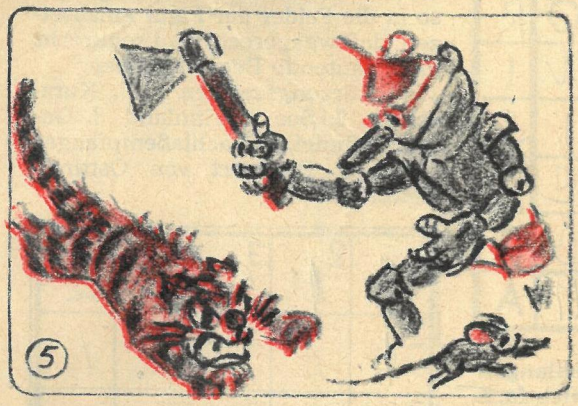
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

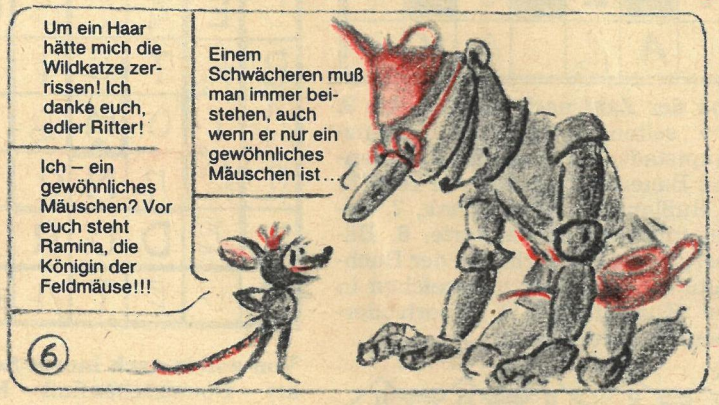
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

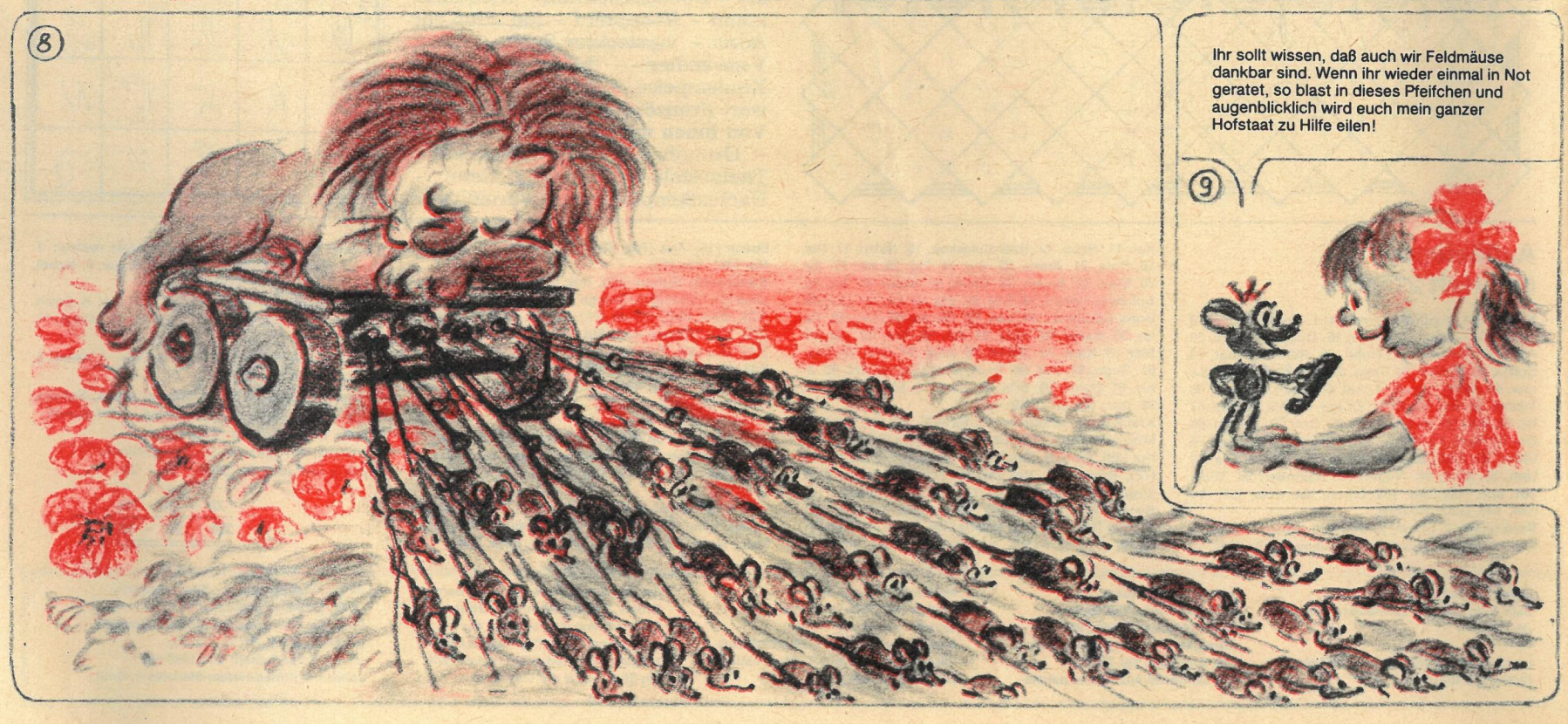
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Aus dem gleichnamigen Buch des sowjetischen Schriftstellers Alexander Wolkow, nacherzählt von Karin Kopp, gezeichnet von Anneliese Dörck.









Der war mal Mathe-Lehrer?!

Er hatte bestimmt keinen spitzen Hut. Und sicher auch keinen wallenden Umhang mit blitzenden Sternen. Und schon gar keinen goldenen Zauberstab. Und dennoch war Alexander Wolkow ein großer Zauberer. Viele Millionen Kinder auf der Welt hat er schon verzaubert – ins Land der Märchen und Träume. Auch Euch, liebe Mädchen und Jungen, nahm er mit in sein Reich der Phantasie. Gerade jetzt seid Ihr mit ihm unterwegs zum „Zauberer der Smaragdenstadt". Und ich freue mich, daß mir einige von Euch von dort einen Gruß geschickt haben. Ihr seid vielleicht ein neugieriges Völkchen! Da fragt Heike aus Berlin, ob Alexander Wolkow noch andere Bücher geschrieben hat und welche? Beate aus Rostock hätte gern gewußt, warum es die Bücher des beliebten sowjetischen Schriftstellers so selten zu kaufen gibt? Jens aus Halle-Neustadt hat was munkeln hören, daß der, der so schöne Bücher schreibt, Mathelehrer war... Also, ich werde Euch etwas über Alexander Wolkow erzählen: Vor 94 Jahren wurde er in Ust-Kamenogorsk, das liegt in Kasachstan, geboren. In einer Bauernfamilie. Studiert hat er an einem Pädagogischen Institut Physik und Mathematik, später wurde er tatsächlich Professor der Mathematik. Aber seine große Liebe gehörte wohl mehr dem Schreiben als dem Rechnen. In den zwanziger Jahren waren es Theaterstücke und Bücher für Erwachsene, Erzählungen wie „Die Reisen in das dritte Jahrtausend"; die hat er den Erbauern des Wolga-Don-Kanals gewidmet. Nebenher übersetzte er auch Bücher berühmter ausländischer Schriftsteller – wie Jules Verne – ins Russische. Weltberühmt aber wurde er mit „Der Zauberer der Smaragdenstadt", das 1939 entstand. Kaum war das Buch erschienen, da meldeten sich viele Kinder bei Alexander Wolkow: So eine spannende Geschichte durfte doch unmöglich schon zu Ende sein... Das müßte der Schriftsteller doch wohl einsehen! Und so setzte er sich also hin und dachte sich immer neue Abenteuer aus. Buch für Buch entstand zur Freude seiner jungen Leser.

1977 starb Alexander Wolkow. Die Kinder seiner Phantasie jedoch reisen weiter um die Welt...

Aber gerade, weil sie bei Kindern und Erwachsenen so beliebt und begehrt sind, fragt Ihr so oft vergeblich in den Buchhandlungen nach ihnen. Für Dich, Beate, haben wir aber mal beim Buchimport in Leipzig nachgefragt, wie viele Wolkow-Bücher im Laufe der Jahre für die Kinder unseres Landes eingekauft wurden. Man verriet uns:

„Der Zauberer der Smaragdenstadt":
In den sechziger Jahren,
1980 und 1983
„Der schlaue Urfin und seine Holzsoldaten":
In den sechziger Jahren
und 1980
„Die sieben unterirdischen Könige":
In den sechziger Jahren,
1970, 1972, 1974, 1980,
1982 und 1983
„Der Feuergott der Marranen":
1974, 1977, 1983 und 1985
„Der gelbe Nebel"
In den sechziger Jahren,
1980, 1981 und 1984.

Jeder dieser Titel, die der Verlag Raduga Moskau in deutscher Sprache herausbrachte, kam also in mehreren Auflagen mit je 100 000 Exemplaren zu uns. Na, Beate, sind das etwa wenig? Noch in diesem Jahr dürft Ihr auch das letzte Buch der Reihe erwarten. Es heißt „Das Geheimnis des alten Schlosses". Ich drücke Euch die Daumen, daß Ihr ein Exemplar in Eurem Buchladen erwischt. Wenn nicht, könnt Ihr es sicher in Kinder-Bibliotheken ausleihen.

Viel Spaß beim Lesen wünscht Euch

Rainer Kopp

XIV. FESTIVAL
des sowjetischen Films in der DDR

Das Ministerium für Kultur der DDR, das Staatliche Komitee für Fernsehen der DDR, der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, der Verband der Film- und Fernsehschaffenden der DDR laden Sie ein zum XIV. Festival des sowjetischen Films vom 25. bis 31. Oktober 1985
Festliche Eröffnung am 24. Oktober, 17 Uhr, im Berliner Filmtheater KOSMOS in Anwesenheit sowjetischer Film- und Fernsehschaffender

mit dem international preisgekrönten Film

Der Nachkomme des Schneeleoparden
Eine Parabel von der Verantwortung des Menschen gegenüber allen Lebens
Regie: Tolomusch Okejew

Kindergarten
Die Odyssee eines Kindes im Großen Vaterländischen Krieg. Erinnerungen eines Dichters.
Buch und Regie: Jewgeni Jewtuschenko

Die Sanduhr
Ein Urlaub im Kaukasus – ein Wiedersehen nach vierzig Jahren – eine Liebe, die fast schon vergessen war ...
Regie: Sergej Wronski

Befehl: Lebend fangen
Alarm an der Grenze! – Bewährungsprobe für den neuen Hauptmann und eine schmerzliche Erfahrung für seine junge Frau.
Regie: Viktor Shiwolub

Zeit der Wünsche
Das Prestige und sein Preis.
Vera Alentowa und Anatoli Popanow in dem filmischen Porträt einer Karrieresüchtigen
Regie: Juli Raisman

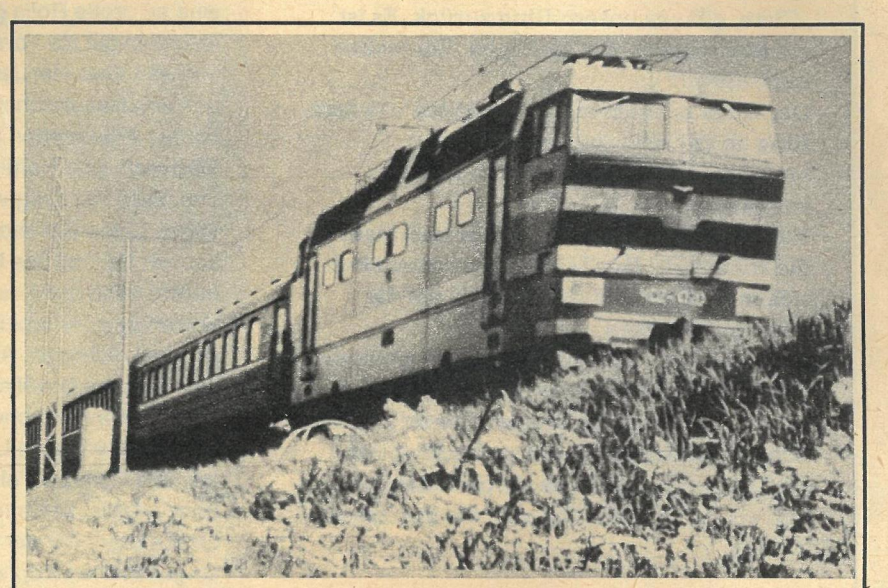
Der Kurschatten
Verwirrung der Liebe – Urlaub vom Ehebett ...
Komisches, Bitteres und Allzumenschliches in einer Filmkomödie mit Ludmila Gurtschenko und Alexander Michailow
Regie: Wladimir Menschow

Rückkehr aus dem Orbit
Menschen im All – Romantik, Risiko und Heldentum sowjetischer Kosmonauten
Regie: Alexander Surin

Und die Kinderfilme

Der neunte Sohn des Hirten
Im Zauberreich des mächtigen Berggeistes. Ein Märchen aus dem fernen Kasachstan
Regie: Viktor Pussurmanow/Viktor Tschugunow

Ein Morgen ohne Zensuren
Der erste Schultag in der 1b. Ein fröhlicher Film für kleine Leute – auch für Erwachsene zugelassen!
Regie: Wladimir Martynow



Sowjetische Eisenbahnen bieten Ihnen das traditionelle, zuverlässige und sparsame Verkehrsmittel – den Zug – an

Täglich fahren von Berlin sowjetische Züge und Kursschlafwagen nach Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Vilnius und Riga ab.

In den Wagen der Sowjetischen Eisenbahnen sind Ihnen aller Komfort, aufmerksame Bedienung und traditionelle russische Gastfreundschaft garantiert.

Die Plätze in den Schlafwagen der Sowjetischen Eisenbahnen im internationalen und Inlandsverkehr können Sie sich im voraus reservieren lassen.
Um ausführliche Informationen wenden Sie sich bitte an das Reisebüro und die Vertretungen von Intourist.

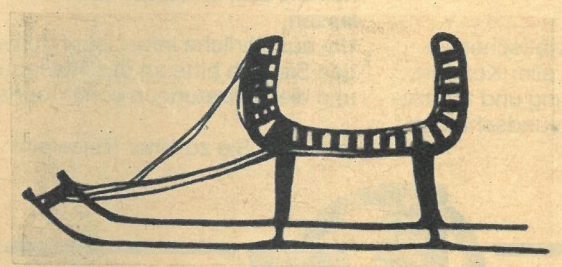
Wir laden Sie zu einer Reise ein!

SNCF

Die beiden Brüder und die drei Zauberer

Es waren einmal zwei Brüder. Und es waren drei Zauberer. Der älteste Bruder wollte auch ein Zauberer werden. Er sprach zu dem Jüngeren:
„Ich will bei ihnen die Zauberkunst erlernen, dafür mußt du sie drei Jahre lang ernähren und ihnen täglich ein gutes Essen geben."
Drei Jahre vergingen. Die drei Zauberer verschwanden und ließen den Brüdern in der Jurte ihre Wissenschaft zurück. Der jüngere Bruder sprach zum älteren:
„Zeige mir nun, was du kannst. Verwandle dich in einen Raben!"
Der älteste Bruder verwandelte sich in einen Raben. Aber dieser Rabe konnte weder fliegen noch krächzen. Da sprach der jüngere:
„Schau jetzt, was ich kann!"
Er verwandelte sich in ein Pferd. Das Pferd galoppierte und wieherte. Die drei Zauberer erfuhren es alsbald und sprachen: „Der, den wir gelehrt haben, hat die Wissenschaft nicht erworben. Der, den wir nicht gelehrt haben, kann alles. Er wird noch klüger werden als wir. Wir müssen ihn fressen!"
Die drei Zauberer liefen zu den Brüdern. Das Pferd, der jüngere Bruder, begriff alles und sprengte zum Chan. Hier verwandelte er sich in einen Ring auf dem Finger des Chans. Die Zauberer eilten zu dem Chan und sprachen:
„Chan, gib uns unsern Ring zurück. Es ist ein Mensch, den wir verfolgen. Wir wollen ihn fressen!"
Der Chan biß unbemerkt ein Stück von dem Ring ab und sprach: „Ich werde ihn hinwerfen, und er wird sich in Hirse verwandeln.
Verwandelt ihr euch in Hühner und pickt die Hirse auf." Die Zauberer verwandelten sich in Hühner und stürzten los, um die Hirse aufzupicken.
Da warf der Chan heimlich das abgebissene Stück des Ringes beiseite. Es verwandelte sich in den jüngeren Bruder. Der schnappte sich den Säbel des Chans und schlug den drei Hühnern die Köpfe ab. So rettete er sich vor den drei Zauberern, die ihn fressen wollten.

Hundeschlitten, 18. Jahrhundert, bei den Itelmenen Narte genannt



Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke.
Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner. Recherchen: Rosa-Maria Karnopp

Itelmenen

... früher, zusammen mit der ansässigen russischen Bevölkerung, auch Kamtschadalen genannt. Sie leben auf der Halbinsel Kamtschatka im Autonomen Bezirk der Korjaken. Nach der letzten Volkszählung von 1979 gibt es 1400 Sowjetbürger, die ihrer Nationalität nach Itelmenen sind; Itelmenen heißt übersetzt Einwohner.

Früher besaßen die Itelmenen Hunde, aber keine Rentiere, die Korjaken Rentiere, aber keine Hunde. Das bestimmte den Unterschied der beiden Völker in den Gewohnheiten, der Ernährung, der Kleidung, der Behausung – obwohl beide schon immer den gleichen Lebensraum bewohnen. Die Halbinsel Kamtschatka ist 1200 Kilometer lang und bis zu 450 Kilometer breit. Sie befindet sich im Fernen Osten der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR). Auf dieser Insel gibt es über hundert Vulkane, von denen noch fast dreißig tätig sind.
Die Itelmenen gelten als ein sehr interessantes Beispiel eines „Erntesammlervolkes". Die „Brotlilie", süßes Gras und der Bocksbart bildeten bis zur Oktoberrevolution neben Fisch die Hauptnahrung der Itelmenen. Man kann sagen, daß sich in ganz Asien kein weiteres Volk findet, in dessen Leben das Erntesammeln eine so große Rolle gespielt hat. Das Erntesammeln gilt als Vorstufe zum Ackerbau. Aber erst seit etwa vier Jahrzehnten pflanzen die Itelmenen ausreichend Gemüse und Kartoffeln für den Eigenbedarf an, beschäftigen sich mit Milchvieh- und Rentierzucht, kennen Hühner und bauen an einigen wenigen klimatisch günstigen Orten Getreide an. Woran schon zu erkennen ist, daß das Märchen mit den drei Zauberern noch nicht sehr alt sein kann.
Vorrangig aber arbeiten die Itelmenen in Fischereikolchosen. Alle Jahre wieder feiert die itelmenische Bevölkerung den Lachszug. In großen Mengen schwimmt da der Fisch flußaufwärts, um seine Laichgebiete zu erreichen. Bei den Itelmenen als Speisefisch besonders geschätzt ist seit alters der Buckellachs. Als Lieblingsgericht der Itelmenen gelten seine eingesäuerten Köpfe.
Früher war das Sammeln der wildwachsenden Pflanzen ausschließlich Sache der Frauen, der Fischfang und die Jagd Angelegenheit der Männer. Und bestimmt waren es Männer, die vor langer Zeit das Sprichwort prägten: Im Mund einer Frau haben fünfzig Feinde Platz. Dieser wenig schmeichelhafte Ausspruch ist den Männern teuer zu stehen gekommen, denn es fällt ihnen (zur Strafe?) seit alters die Zubereitung der Speisen zu. Bei den Itelmenen auf Kamtschatka macht also nicht die Mutter das Essen, sondern der Vater.

Gisela Reller

Siehe Rücktitel

Eines Tages wollte der Rabe Kutcha aufs Meer, um Fische zu fangen. Er nahm seine Angeln, stieg in die Narte und fuhr los. Als er ans Ufer kam, warf er die Angel aus. Kutcha hatte Glück, er fing viele Fische. Die kleinen warf er zurück ins Meer, die großen behielt er für sich. Als er mit dem Angeln fertig war, suchte er die größten Fische aus, es waren Buckellachse, spannte sie vor die Narte und fuhr nach Hause. Unterwegs sagte er zu den Buckellachsen:
„Fahrt mich nur recht gut, dann will ich euch satt zu essen geben. Bei jedem Halt bekommt ihr was zu essen."
Die Buckellachse beeilten sich und liefen schnell. Sie kamen zu einem Birkenhain, blieben stehen und baten den Raben: „Kutcha, gib uns zu essen!"
„Lauft noch ein wenig", sagte Kutcha, „dann bekommt ihr zu essen."
Die Buckellachse liefen noch schneller. Kutcha saß in der Narte und schmunzelte. Bald würde er zu Hause sein.
Die Buckellachse liefen in ein Tal hinunter und baten:
„Kutcha, wir sind müde und hungrig. Gib uns zu essen."
Kutcha sagte wieder:
„Lauft noch ein wenig, dann geb ich euch zu essen."
Die Buckellachse ergrimmten, sausten los und liefen zum Meer. Kutcha erschrak und schrie:
„Buckellachse, Buckellachse, haltet an, jetzt geb ich euch bestimmt zu essen."
Aber die Buckellachse glaubten Kutcha nicht mehr, sie hörten nicht auf ihn, liefen immer schneller und zogen die Narte hinter sich her. Kutcha schwante Böses, er wollte abspringen, doch er blieb mit dem Fuß in der Narte stecken. Die Buckellachse gelangten ans Meer und sprangen in vollem Lauf ins Wasser. Kutcha wäre fast ertrunken. Mit knapper Not gelangte er ans Ufer.

Der Schlangenjunge

Fortsetzung von Seite 35

hob sogar die Hand wie ein Inspektor der Kfz-Überwachung, der das Stopsignal zeigt.

Da packte mich die Wut, ich weiß selber nicht, warum. Du Rotznase willst mir den Weg versperren, dachte ich. Ich tute und fahr an. Gleich wird er beiseite springen, denk ich mir, und ich werde mit den Rädern das Otterngezücht zermalmen! Aber beinahe hätte ich diesen blöden Kerl überfahren – als ich scharf auf die Bremse trat, hatte ich ihn mit dem Kühler schon leicht angestoßen, er aber schwankte nur ein bißchen, wich jedoch keinen Schritt zurück. Viel hätte nicht gefehlt, aber was hätte ihn das geschert! Mit seinen schmalen Augen blickte er mich an wie der Indianer Chingachgook, die Große Schlange, ohne zu blinzeln, ja ohne zu lächeln.

Ich war bestürzt, vergaß sogar den Choke zu ziehen, na und da ging der Motor aus. Jetzt muß ich wieder kurbeln, denk ich mir, kletter aber nicht aus dem Fahrerhaus und betrachte nur durch die Windschutzscheibe den verdrehten Kerl. Und verdreht war er – auch wenn ich hundert Jahre lebe, nie werde ich vergessen, mit was für Augen er mich angesehen hat, so als läse er alle meine Gedanken, dabei dachte ich damals an gar nichts, ich wollte nur mit meinen Rädern die Schlangen zerquetschen, die über die Straße rauschten, zwei Schritt hinter diesem Jungen.

Aber ich war wie verzaubert, wie hypnotisiert, und blieb stumm und brav sitzen wie ein Bengel, der gerade Schelte bekommen und dem man Prügel angedroht hat. So eine Geschichte war das, nicht zu glauben!

Dann aber kamen plötzlich keine Schlangen mehr – die letzten waren über die Straße gekrochen und hinter der Anhöhe verschwunden. Der Junge aber, Tursunbek von der Baustelle, drehte sich um und ging hinter ihnen her wie ein Hirt und verschwand ebenfalls, als hätte es ihn nie gegeben – weder ihn selbst noch den grausligen Wust von Schlangen, von denen auf der Straße ein schwerer Geruch zurückgeblieben zu sein schien. Ich spürte es, als ich fünf Minuten später aus meinem Fahrerhaus kletterte und die Kurbel drehte, damit der Motor ansprang.

4. Tursunbek

Ich bin nicht nur Schweißer, ich bin Bleilöter, diese Arbeit gilt als äußerst gefährlich, denn beim Löten mit Blei atmen wir giftige Dämpfe ein. Aber über meine Gesundheit kann ich noch nicht klagen, obwohl die Arbeit wirklich schwer ist. Oft werde ich woandershin beordert, auch jetzt bin ich dienstlich unterwegs. Lernen mußte ich viel, und das war schwieriger als jede körperliche Arbeit, ich hab doch nur den Schulabschluß vom Aul, später bin ich in die Stadt gezogen, da hat man mich auf einen Schweißerlehrgang geschickt, dort waren Jungs aus der Stadt, und es mit denen aufzunehmen war für mich Dorfburschen nicht leicht. Trotzdem bin ich Schweißer geworden, und danach habe ich noch das Löten mit Blei gelernt. Wenn ich jetzt in den Aul komme, nennen sie mich nur noch Swarka-schu, das heißt soviel wie Schweißer, Meister, und dabei haben sie mich früher, vor vielen Jahren, nur den Schlangenjungen oder Schlangen-Tursunbek genannt. Warum Schlangenjungen? Das hatte seinen Grund.

Ich bin doch Waise, Vater und Mutter sind gestorben, als ich noch klein war, und da haben mich entfernte Verwandte zu sich genommen, die hatten selber schon neun Kinder, und bei ihnen ging es sehr ärmlich zu. Keiner hatte viel Zeit für mich, und so spielte ich oft allein auf dem steinigen Ödland hinterm Aul. Wie's kam, weiß ich nicht mehr, aber da habe ich mich mit den Schlangen angefreundet, habe mit ihnen gespielt. Oft genug bin ich angetroffen worden, wie ich mitten unter Schlangen saß oder zwischen ihnen herumkroch. Ich nahm zwei, drei Stück zugleich in die Hand, hängte sie mir um den Hals oder steckte sie mir vorn unters Hemd, trug kleine Schlangen in den Taschen mit mir herum ... Ach, wie oft habe ich als Kind für meine sonderbare Neigung Prügel bezogen! Manchmal klatschte eine Schlange, die aus meinem Bett gefallen war, mitten ins Zimmer und erschreckte meine Verwandten zu Tode, sie schlugen die Schlangen in Stücke, und mich verdroschen sie wieder mal, obwohl wir niemandem Böses getan hatten.

Was will man schon machen? Die Leute fürchten sich eben vor Schlangen, basta, sie mögen sie nicht, hassen sie, obgleich Schlangen keine Menschen fressen wie die Löwen und Tiger und nie als erste einen Menschen anfallen. Und wenn sie ihn doch angefallen haben, dann hatten sie dafür einen verborgenen Grund, sie haben es nicht aus Bosheit getan. Im Unterschied zum Menschen kennt eine Schlange keinen Haß, und ginge es nach ihr, dann würde sie friedlich mit ihm Seite an Seite leben und ihn nicht anrühren. Das weiß ich genau, Sie können mir glauben. Denn für sie dreht sich wie bei den anderen Lebewesen alles um die Nahrung. Schlangen und Menschen aber ernähren sich von ganz verschiedenen Dingen, daher hätte es zwischen ihnen gar keine Feindschaft geben können, wenn sich der Mensch nicht einmal geirrt und als erster mit dieser grundlosen Feindschaft begonnen hätte.

Vor sehr langer Zeit ist einmal alles schiefgegangen, und dann ist es dabei geblieben. Alles ist falsch gelaufen, dabei hätte es ganz anders sein können. Statt unsere Freunde zu werden, wie es die Delphine, die Elefanten und sogar die Löwen nun sind, wurden die Schlangen unsere schrecklichsten Feinde. Sie aber wissen das auch heute noch nicht und kommen daher durch Menschenhand um. Wer von uns hat also mehr recht? Sie sind stark und giftig, das stimmt, aber wenn man sie nicht anrührt, gebrauchen sie nie ihre Kraft und ihr schreckliches Gift gegen uns.

Als ich noch ganz klein war, sagte mir niemand, daß Schlangen schrecklich seien, und ich wußte das nicht, deshalb saß ich wohl seelenruhig auf dem Ödland und sah zu, wie sie vorüberkrochen. Ich weiß noch gut, wie ich tagelang neben dem Schlupfloch einer alten Giftnatter spielte, sogar auf der warmen Erde einschlief und wieder wach wurde, sie aber ihre Wohnung verließ, weil sie was vorhatte, und wieder zurückkam, ohne mich zu beachten. Als ich aber einmal versuchte, sie am Schwanz zu packen, riß sie sich im Nu los, wand sich um meinen Arm wie eine Feder, legte den Kopf zurück, öffnete den Rachen und wiegte einige Male den Kopf, als wolle sie mit ihren Giftzähnen zuschlagen. Sie tat es aber nicht, denn sie sah, daß ich einen Schreck bekommen hatte und still geworden war, vor allem aber, daß ich ein schlechtes Gewissen hatte und bereute.

Ja, so ist's. Schlangen begreifen alles. Aber ihr Verstand arbeitet ein wenig anders als bei uns. Wir beispielsweise erschrecken sehr, wenn einer ganz leise und unbemerkt angeschlichen kommt, und zucken zusammen. Wir glauben, einer pirscht sich an uns heran, und das lieben wir nicht. Schlangen aber sind der Meinung, nur so verhalten sich höfliche und ehrenwerte Wesen.

Ich weiß nicht, wann ich sie zu verstehen begann, aber es fiel mir ganz leicht, mit ihnen umzugehen, als ich ihre Sprache erlernt hatte. Nein, ich meine nicht das Zischen und Klappern! Die Schlangensprache ist lautlos. Und unsichtbar – sie äußert sich auch nicht in Bewegungen, wie viele meinen. Ich habe mit ihnen ohne Worte, ohne Bewegungen verkehrt. Erklären kann ich das nicht.

Ich hab mich beispielsweise einfach an ein Loch gesetzt und mich gefragt, ob die Schlange zu Hause ist und ob sie mich sehen will. Wenn sie nicht wollte, habe ich ihre Antwort verstanden: nein, ich bin satt und möchte schlafen. Da bin ich weggegangen. Wenn ihr aber langweilig war und sie nichts dagegen hatte, mich zu sehen, steckte sie den Kopf heraus, und dann streckte ich ihr langsam und sehr höflich die Hand entgegen. Jetzt kann ich die Hand gar nicht mehr so langsam und so unmerklich bewegen, obwohl ich der beste Schweißer im Werk bin und keiner exakter als ich eine komplizierte Naht schweißt. Früher einmal jedoch konnte ich die Hand so unmerklich nach dem Kopf einer Schlange ausstrecken, daß sie einfach vor Wonne dahinschmolz. Und unwillkürlich auf einmal in meiner Hand war. Und wenn sie sah, daß ihr nichts Schlimmes geschah, dachte sie gar nicht daran zu beißen, und ich konnte mit ihr tun, was ich wollte: sie in die Tasche stecken oder sie mir wie eine Brezel auf den Kopf legen.

Eine Schlange mag es nicht, wenn man vor ihr davonrennt, das nimmt sie übel, denn sie selbst hat ja noch gar nichts Böses im Sinn, aber schon rennen sie vor ihr davon und geben Fersengeld – solche Leute hält sie für dumm und äußerst gefährlich. Und dann mag sie es auch nicht, wenn man über ihrem Schlupfloch geht, besonders wenn man laut aufstampft, aber das mag der Mensch schließlich auch nicht – wem gefällt es schon, wenn die Nachbarn über seinem Kopf trampeln und tanzen, obendrein zu einer Zeit, wenn er sich zur Ruhe begeben hat. Da liegt also die Schlange und denkt sich: Gleich krieche ich heraus, fall den Dummkopf an und beiß ihn. Das bedeutet nicht, daß sie immer aus ihrem Loch gekrochen kommt und den Strolch bestraft – Sie gehen ja auch nicht jedesmal rauf und schimpfen mit den Nachbarn, wenn die überall Musik eingeschaltet haben und anfangen zu tanzen. Sie bleiben im Bett, leiden und schlucken ihre Wut hinunter, und so macht es die Schlange auch.

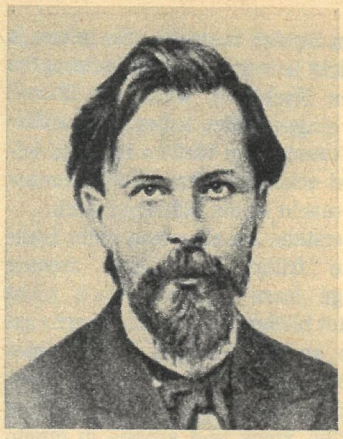
Jetzt verstehe ich sie schon nicht mehr so wie früher, und eine fremde Schlange fasse ich wohl auch nicht mehr mit bloßen Händen an, überhaupt bin ich an die fünfzehn Jahre keiner mehr begegnet, denn ich wohne in einer großen Stadt, habe eine Wohnung im dritten Stock und arbeite in einem Werk. Wenn ich aber auf Dienstreise bin, dann wohne ich in einem Gasthaus, so wie jetzt – wo sieht man da schon eine Schlange? Und dennoch – je älter ich werde, desto besser verstehe ich, daß ich damals, in meiner Kindheit und Jugend, als man mich den Schlangenjungen nannte, ganz anders gewesen bin und Dinge gewußt habe, die andere nicht wußten. So wußte ich wahrscheinlich auch, warum wir Menschen nicht alles Lebendige um uns herum töten dürfen, jetzt aber habe ich all das vergessen und kann nicht einmal alles so sagen, daß Sie es verstehen.

Vor vielen Jahren war ich nur mit Schlangen befreundet, jetzt sind meine Freunde nur Menschen, und so muß es auch sein, denn ich bin ein Menschenwesen und habe eine Seele. Und doch will mir scheinen, als hätte ich zwei Leben, zwei ganz verschiedene Leben, und als hätte ich eines davon verloren. Verstehen Sie mich recht, Verehrtester, ich beklage mich nicht über mein Schicksal, ich bin mit meinem Leben zufrieden. Ich habe eine Familie, habe drei Kinder, ich liebe meine Arbeit, werde im Werk geschätzt, schließlich bin ich der beste Bleilöter.

Aber dann kommt ein Augenblick wie jetzt... Mein Heim ist weit, die Kinder sind nicht bei mir, und ich gerate ins Grübeln – hätte ich vielleicht Schlangenbeschwörer werden sollen? Oder ein wissenschaftlicher Mitarbeiter, der mit Schlangen arbeitet und Schlangengift sammelt – solche Leute haben sie mal im Fernsehen gezeigt. Hätte ich damals nicht den Schweißerpaß gehabt, sondern ein anderes Diplom, dann vielleicht. Hätte ich dann den Menschen das Wichtigste sagen können, das ich bis zum heutigen Tag nicht zu sagen vermag?

Irgendwann einmal habe ich gehört, daß eine Kobra ein Mädchen in die Hand gebissen und der Vater ihr sofort die Hand mit der Axt abgehaun hat, um das Kind vor dem sicheren Tod zu bewahren. Sie ist ein Krüppel geblieben, hat nie geheiratet, ist eine alte Jungfer geworden, hat nie Glück erfahren und nie Erfüllung als Frau gefunden, hat nie Kinder geboren. Und warum das alles? Weil von Anbeginn an alles falsch gelaufen ist zwischen Schlange und Mensch. Mir hat niemand die Hand abgehackt, ich habe eine Frau und Kinder und ein gutes Auskommen, lebe nicht schlechter als andere. Dennoch kann ich nicht sagen, was ich sagen müßte, und daher werden die Schlangen die Menschen beißen, und die Menschen werden sie noch lange töten, und mein Glück wird überschattet sein von Sorge.

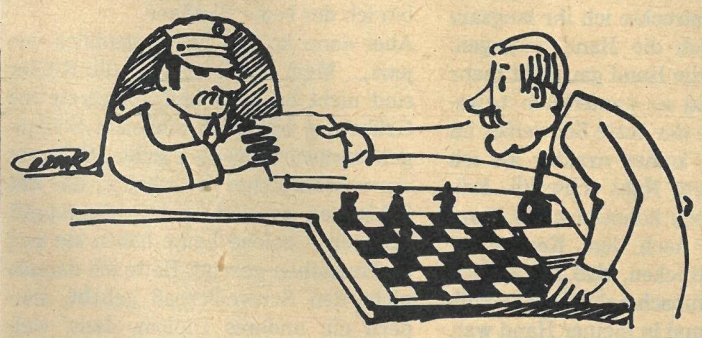
Schach-Geschichten



Andrej Markow (1856–1922)

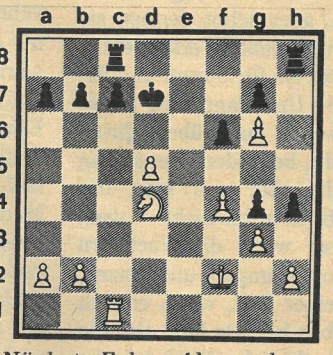
Zug um Zug per Telegraf

Im 19. Jahrhundert war die Petersburger Mathematische Schule eine der führenden in der Welt. Mit bedeutenden Arbeiten zur Wahrscheinlichkeitstheorie, zur Zahlentheorie und zur konstruktiven Funktionentheorie trug Andrej Markow dazu bei, ihren Ruhm zu mehren. Den großen Mathematiker zeichneten fortschrittliche Gesinnung und Mannesmut vor dem Zarenthron aus. Als Nikolai II. 1902 die Wahl Maxim Gorkis zum Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften durch sein Veto verhinderte, protestierte Markow, indem er sein Rücktrittsgesuch einreichte und 1903 die Annahme eines Zarenordens verweigerte. Seine Freizeit widmete der Gelehrte sein Leben lang dem Schachspiel. Als Michail Tschigorin 1886 das erste Fernschachturnier in Rußland organisierte, gehörte Andrej Markow zu den Teilnehmern. Bei dem im gleichen Jahr per Telegraf ausgetragenen Wettkampf Petersburg–London wählte Tschigorin Markow zu seinem Berater; und etwas später zu seinem Sparringspartner bei der Vorbereitung auf die zwei berühmt gewordenen, ebenfalls telegrafisch geführten Partien gegen Weltmeister Steinitz. Andrej Markow spielte „mit Rußland und der Welt" vornehmlich Korrespondenzpartien. In der Familie aber wurde der „Nahkampf" gepflegt. In seinen Brüdern Michail und Wladimir hatte er starke Partner, und seinen Sohn Andrej bildete er zu einem solchen heran. Markow der Jüngere ist ein würdiger Nachfolger seines Vaters, in der Mathematik – er ist Professor der Moskauer Lomonossow-Universität – wie im Schach, wo er die Leistungsklasse 1 hat. Hier ein Beispiel für die Spielstärke des älteren Andrej Markow:



Schottisch

Weiß: Markow
Schwarz: Chardin
1. e4, e5 2. Sf3, Sc6 3. d4, ed 4. S:d4, Dh4 5. Dd3 (Gilt als ungünstig für Weiß. Steinitz empfahl 5. Sc3, Staunton 5. Sb5) 5 ... Sf6 6. Sd2, Sg4 7. g3, Df6 8. f3 (In einer Fernpartie Prügel–Dyckhoff 1930 geschah 8. S4f3, S6e5 9. Dc3, Lb4! und Weiß gab auf) **8 ... D:d4 9. fg, d5 10. ed, Sb4 11. D:d4, S:c2+ 12. Kf2, S:d4 13. Ld3, L:g4** (Damit gibt Schwarz zwei Figuren gegen Turm und Bauer. In Betracht kam 13 ...Lc5 oder 13 ...c5) **14. Te1+, Kd7 15. Te4, h5 16. T:d4, Lc5 17. Sb3, L:d4+ 18. S:d4, h4 19. Lf4, f6 20. Tc1, Tac8 21. Lg6!** (Blockiert den Bg7, wonach Schwarz keinen einzigen vernünftigen Zug mehr zur Verfügung hat) **21 ...c5 22. dc, bc 23. Tc5!, hg+ 24. K:g3!** (Greift den Lg4 an, der nicht weg kann, weil er f5 decken muß) **24 ...f5 25. h4, Thf8 26. S:f5 Schwarz gab auf** (26 ...Tf6 27. h5, Ld1 28. Se3 bzw. 27 ... Le2 28. Te5). *Heinz Stern*



Nächste Folge: Alexander Aljechin – der weiße Schnee Rußlands.

Leserfoto

Ob's in der Zuckermelone klappert? Es prüfte Wolfgang Viebig, Dresden.

Stachanows „Ruck"

In der Nummer 18/85 erschien als Kalenderblatt ein Beitrag zum 50. Jahrestag der Stachanow-Bewegung. Bei der Würdigung dieser historischen Leistung ließ der Autor aber Wesentliches aus. Alexej Stachanow fuhr nicht einfach „wie gewohnt" in die Grube ein und stellte seinen „unerhörten Unionsrekord" auf. Die Parteiorganisation hatte vorher darüber beraten und schließlich Maßnahmen beschlossen, wie die Arbeitsorganisation vor Ort entscheidend zu verbessern sei, um die neue Technik effektiver nutzen zu können. Das war dafür ausschlaggebend, daß das Kollektiv mit Stachanow an der Spitze die Norm um das 14fache überbot. Gerade das machte das Wesen der neuen Wettbewerbsbewegung aus und unterstreicht ihre hohe Aktualität.

Prof. Dr. Helga Watzin-Heerdegen, Leipzig

Liebe Kinder!

Sicher habt Ihr die 8. Folge der Kinderserie gerade gelesen. Seht Ihr, die schönen, duftenden Mohnblumen waren für unsere Wanderer ebenso gefährlich wie die Säbelzahntiger. Natürlich kennt Ihr das Märchen, in dem Blumen zu einer riesigen Hecke emporwuchsen und mit ihren Dornen alle abwehrten, die die schöne Königstochter befreien wollten.

Wie hießen diese Blumen? Eure Antwort schreibt bitte auf eine Postkarte und schickt diese bis zum 6. November 1985 an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Kennwort: Smaragdenstadt. Vergeßt nicht, Eure Anschrift und Euer Alter anzugeben. 10 Büchergutscheine zu 10 Mark sind zu gewinnen. Auflösung ist im Heft 24/85.

Auflösung von Heft 20/85: „Sieben auf einen Streich". Es gewannen: Mandy Engelke, Schleiz; Petra Jäckel, Hermsdorf; Stefan Hüske, Brüsewitz; Horst Michalski, Schwerin; André Plonczynski, Senftenberg; Heidrun Seyk, Jena-Winzerla; Stefan Wolff, Bernau; Danny Rößler, Delitzsch; Sandra Baumann, Unterwellenborn; Raika Weißbach, Bad Doberan.

Euch allen herzlichen Glückwunsch!

Urlaub für Arbeiter gab es nicht

In Ihrer Nummer 16/85 fand ich eine kurze Erläuterung zum Kinderwagenexport aus der DDR in die Sowjetunion. Das Kombinat Zekiwa, heute der größte Kinderwagenhersteller in Europa, war ja nicht immer „des Volkes eigen", sondern bis 1945 ein ausgesprochener Ausbeutungsbetrieb.

Ich bin Zeitzer Kind. Mein Vater, Korbmacher von Beruf, war jahrzehntelang bei der Weltfirma E. A. Naether (heute Zekiwa) beschäftigt, in deren „Arbeitsordnung" aus dem Jahre 1878 wir unter § 3 lesen können: „Die Arbeitszeit in normalen Zeitverhältnissen dauert von früh 1/2 7 Uhr bis mittags 12 Uhr und von Nachmittag 1 Uhr bis Abend 1/2 7 Uhr ... Sonnabend endet die Arbeitszeit jedoch nachmittags 5 1/4 Uhr und wird an diesem Tage die Zeit von 5 1/4 bis 6 Uhr dazu benutzt, daß jeder Arbeiter seinen Arbeitsplatz aufräumt ... Das Ausbleiben über fünf Minuten nach dem Glockenläuten wird mit 15 Pfennigen, das Ausbleiben über 15 Minuten mit 30 Pfennigen bestraft ... Mehrmaliges Zuspätkommen kann sofortige Kündigung zur Folge haben ... Ferner hat jeder vor dem Nachhausegehen sein Licht sorgfältig auszulöschen und wird das Unterlassen mit 50 Pf. bestraft."

Angaben über die Profite der Unternehmer waren allerdings erst nach Enteignung des Betriebes 1946 zu erfahren: 1896 betrug das Vermögen dieses Betriebes 800 000 RM und der Jahresgewinn 300 000 RM. Vier Jahre später hatte sich das Vermögen auf 1 200 000 RM und der Profit auf fast 500 000 RM erhöht. Dagegen lag der Wochenverdienst eines gut bezahlten Stammarbeiters bei sechzigstündiger Arbeitszeit lediglich zwischen 20 und 30 RM. Frauen und Jugendliche erhielten hiervon nur zwei Drittel. Urlaub für Arbeiter war unbekannt; es konnten ein bis zwei Tage unbezahlte Freizeit gewährt werden ...

Annemarie Weiland, Halle (Saale)

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Steinberg, Wendelin/TASS, Repro aus: Große Sowjetenzyklopädie, Bd. 26, Vignette: Martin Kotsch.

Preisfrage

Heft 22/85

Wohin hatte der DWBO in diesem Jahr seine Mitglieder eingeladen?
Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1 × 50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 24/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 6. November 1985.

Sie fragen wir antworten

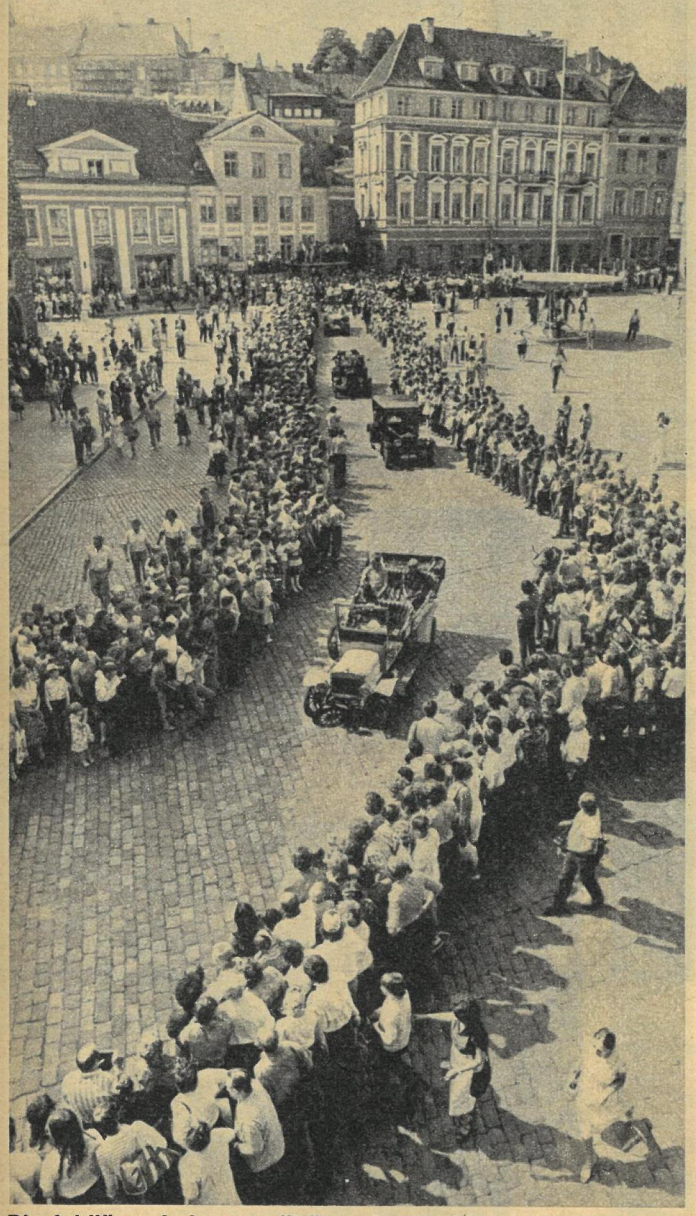
Heute Oldtimer

Ich interessiere mich für „Veteranen der Straße" und war deshalb erfreut über Ihren Bericht aus Riga („Anno dazumal in!", FW 19/85). In Tallinn soll es auch einen Oldtimer-Klub geben ...

Klaus Lehmann, Berlin

Der Oldtimer-Klub in Tallinn, der Hauptstadt der Estnischen SSR, nennt sich „Unik". Kürzlich feierte er sein zehnjähriges Bestehen. Zur Feier des Tages fuhr eine Kolonne alter Autos, Motor- und Fahrräder langsam durch die Altstadt – unter dem Beifall vieler Zuschauer. Anschließend avancierten die rollenden Lieblinge zu Exponaten einer Ausstellung in der Sporthalle „Kalev". Das Interesse an alten Fahrzeugen vereint heute viele Menschen. Die Wiederherstellung eines solchen Wagens kann mehrere Monate oder gar Jahre dauern, aber keine Mühe wird gescheut. Es könnte ja sein, daß gerade dieses und kein anderes Auto bei Dreharbeiten für einen Film gebraucht wird ...

P. Wendelin



Die Jubiläumskolonne rollt über den Marktplatz von Tallinn

Nochmals: „Kalmyken"

Verfolge jeden Ihrer Beiträge aus der Völkerschaften-Serie in der FREIEN WELT. Vielleicht sollte man diese Beiträge so bringen, daß man sie ausschneiden und heften kann?

Renate Weile, Korswandt

Leider ist das aus drucktechnischen Gründen nicht möglich!

Für uns schwer vorstellbar, wie in dieser Halbwüstenlandschaft solche Industrie entstanden ist!

B. Krauße, Berlin

Dem Autorenkollektiv ein herzliches Dankeschön! Ich freue mich immer wieder auf einen Beitrag aus der Sammelserie.

Jutta Thieleke, Bad Freienwalde

Unser besonderes Interesse finden stets die Darstellungen über die Entwicklung der Frauen, Beschreibungen über die Kultur und Kunst in den einzelnen Gebieten. Die Aussagen bekannter „Zeitgenossen" über die Kalmykische ASSR fanden unseren Beifall (s. H. A. Zwick, A. Dumas, J. W. Goethe oder K. Kulijew).

Ingeborg Pohl, Potsdam

Ihre Serie gefällt mir ausgezeichnet, denn sie führt die Menschen einander näher ... Leider ist Ihre Zeitschrift zu schnell vergriffen, um immer ausreichend informiert zu werden.

E. Schröter, Stralsund

Uns gefallen Ihre Sonderberichte über weniger bekannte sowjetische Völkerschaften sehr. Sie werden in der Gruppe diskutiert.
Auch für die DSF-Wandzeitung wurden sie schon ausgewertet.

Zentralinstitut für Hochschulbildung FG Profilierung und Netz, Berlin

Die Serie „Völkerschaften der UdSSR" ist mir bedauerlicherweise im Heft 19/1985 der FREIEN WELT erstmalig begegnet ... Gratuliere Ihnen und vor allem dem Reporterteam. Ich halte diese Serie für aufhebenswert. Besteht noch die Möglichkeit, frühere Ausgaben zu erhalten?

Günter Tacke, Seebad Ahlbeck

Das Völkerschafts-Preisrätsel (Einsendeschluß 31. Oktober 1985!) hat mir viel Spaß gemacht, war aber nicht so einfach.

Ingeborg Werner, Berlin

Das Rätsel war diesmal sehr einfach. Da solchen guten Beitrag bestimmt jeder liest, könnte es ruhig etwas schwieriger sein.

Familie Haeßler, Zwönitz

Auf der Hauptstraße von Elista

Beim Kreuzworträtsel mißfielen mir allerdings die vielen Abkürzungen.

Dieter Böttger, Karl-Marx-Stadt

Das ist kaum möglich. Die ersten Folgen dieser losen Serie erschienen vor Jahren. Bereits 1981 wurde „Zwischen Weißem Meer und Baikalsee", die erste Zwischenbilanz der Serie, als Buch herausgegeben. Noch in diesem Jahr folgt Gisela Rellers nächster Band unter dem Titel „Diesseits und jenseits des Polarkreises".

Mir gefallen auch die Märchen anderer Völker, die in allen Sammelserien nicht vergessen wurden. Das Märchenland Bumba wünsche ich uns allen, Frieden, Glück und Freundlichkeit.

R. Kathert, Dresden

Was mir besonders gefällt, sind die Sprichwörter. Und das diesmalige Kreuzworträtsel war nicht von „Pappe"!

R. Witzig, Wittenberg

Drei Familien sind wir, die nacheinander Ihre Zeitschrift lesen. Steht ein Sammelbeitrag drin, wird er sofort zusammengeheftet und gesondert zum Studium weitergereicht. Originell ist die Randdekoration! Die Karte (geographische Übersicht) kleben wir extra auf, als erste Seite!

A. Sommer, Altenburg

Mir sind die Kalmyken, obwohl ich keinen kenne, durch Ihren Beitrag gute Freunde geworden.

A. Buschold, Rodau

Mir fehlen in der Serie „Die Burjaten", „Die Adygen", „Die Karelier", „Die Südosseten", „Die Karakalpaken", „Die Nenzen", „Die Niwchen", „Die Chanten und Mansen", „Die Eskimos" ... Ich würde sonstwas darum geben, wenn ich auch nur einige davon bekommen könnte! Eine Nachauflage ist wohl nicht zu erwarten? Die Serie gibt detaillierte Einblicke in Lebensweise und Folklore dieser Völkerschaften, die man nirgendwo so konzentriert findet.

D. Heß, Babelsberg

Man möchte sich, wenn es möglich wäre, auf die Wanderschaft begeben, um die vielen Völkerschaften in ihrer so unterschiedlichen Natur kennenzulernen und alles noch einmal mit eigenen Augen zu sehen. Meine Frage: Wie leben denn in den verschiedenen Völkerschaften der UdSSR alte, alleinstehende Menschen, deren Angehörige nicht im gleichen Ort wohnen? Bestehen in den größeren Häusern Wohngemeinschaften?

E. Adler, Berlin

Gesangs- und Tanzensemble „Tjulpan"

Wir kommen auf Ihre Frage ausführlich zurück!

Was das einstige Österreich als Völkergefängnis unrühmlich bekannt, so ist bei unseren Freunden das schöne Beispiel gegeben, wie die unterschiedlichsten Gruppen zu einer großen Familie sich zusammenschließen können.

H. Moll, Berlin

Wenn mich Lehrer oder Erzieher fragen, wie sie Kindern, Schülern, aber auch Erwachsenen am besten Kenntnisse über ein Land oder eine Gegend vermitteln sollten, so sage ich ihnen: So, wie es die Freie Welt tut!

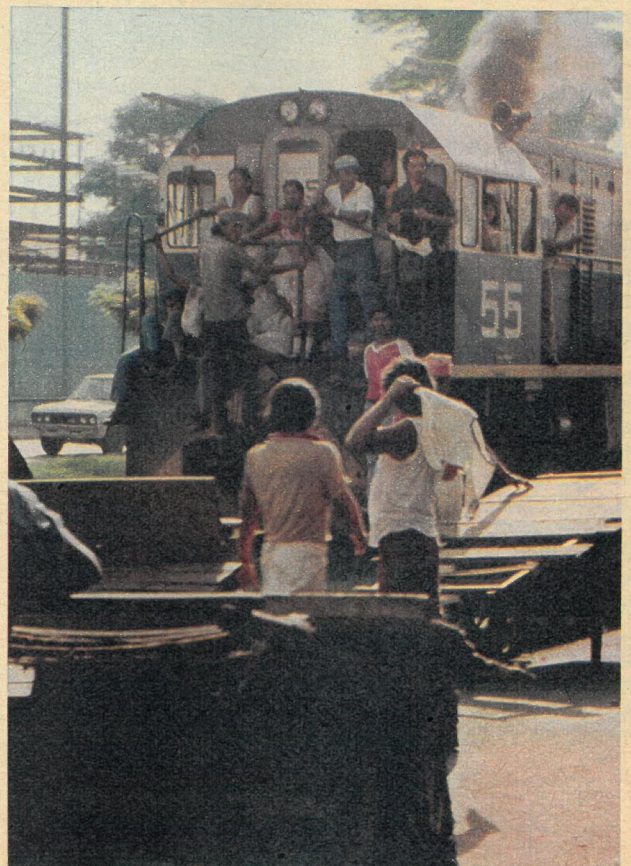
K. Lindner, Frankfurt

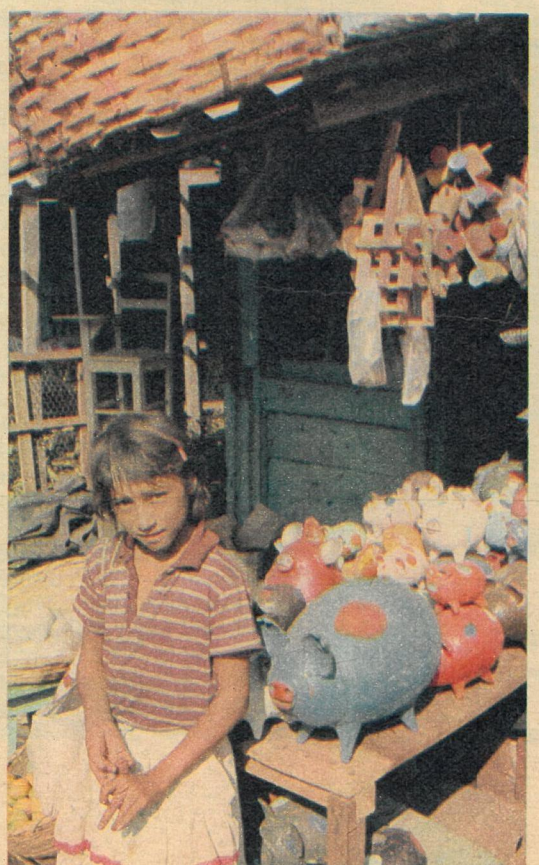
Diese Serien sind ein Wissensfundus. Nie hatte ich etwas Genaues über die Kalmyken und andere Völkerschaften gelesen!

E. Gonschorek, Stralsund

Die Sorgen des Señor Peñalba

Wenige Stunden bevor der begeisterte Havanna-Raucher John F. Kennedy das totale Handelsembargo gegen Kuba verhängte, ließ er sich schnell noch einige Kisten echter kubanischer Zigarren einfliegen. Das war vor 25 Jahren. – Ronald Reagan hatte eine solche Rücksichtnahme auf den eigenen Geschmack nicht nötig, als er am 1. Mai dieses Jahres den Eisernen Handelsvor-





hang über Nikaragua fallen ließ. Die Devisenbringer des Landes sind Kaffee, Baumwolle, Zucker und Bananen. Nikaragua muß seine landwirtschaftlichen Produkte verkaufen, um leben zu können. Muß aus Bananen Dollar machen. Das wird schwer werden ohne den traditionellen nordamerikanischen Markt, gegen eine Großmacht, die ihr Bein vor die Haustür Nikaraguas gestellt hat.

FREIE WELT-Reporter Bernd Siegmund (Text) und Peter Meißner (Fotos) berichten über Nikaraguas Kampf gegen die Blockade

Die Sorgen des Señor Peñalba

Eine Tankstelle an Managuas Ausfallstraße Carretera Norte. Autos stauen sich, Menschen schimpfen, gestikulieren, sie wollen tanken, haben es eilig, aber alles, was die Zapfsäule hergibt, ist Luft. Der Pächter rauft sich die Haare. Mehr kann er wirklich nicht tun. Die Tankstelle gehört dem amerikanischen Ölriesen Texaco. Zwar ist Benzin da, wie der Pächter den erregten Gemütern versichert, aber er bekommt den Sprit nicht aus der Pistole. Irgendein kleines, normalerweise unbedeutendes Teilchen ist kaputtgegangen. Ein Pfennig-Artikel. Er steht auf der Embargo-Liste der USA.

Zwei Tage später, als wir wieder an der Tankstelle vorbeifahren, ist der Schaden behoben. Freundlich lächelt das Personal. Wahrscheinlich lagen noch einige Teilchen auf Lager. Die totale Blockade der Wirtschaft Nikaraguas hat ja auch gerade erst begonnen.

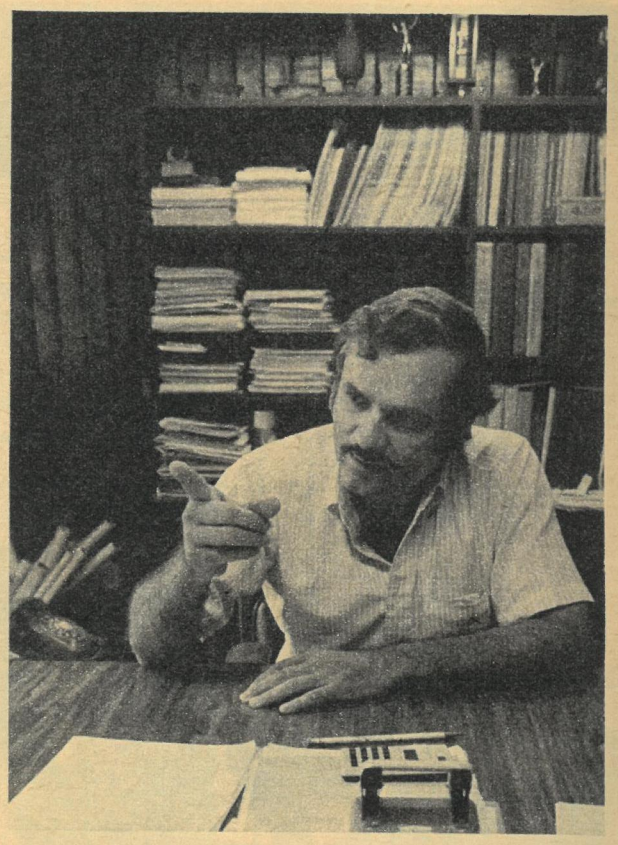
★

Seit dem tödlichen Jahr 1972, da ein Erdbeben das Gesicht Managuas zerriß, verwenden die Leute hier seltsame Ortsangaben: Man fragt nach einem Haus, einer Straße, einem Viertel, sie antworten: „Gehen Sie dahin, wo einst die Kirche Santa Maria stand, und dann drei Block weiter nach unten."

So finden wir die Fabrik von Giancarlo Peñalba Cara. Señor Peñalba ist Unternehmer. Er lebt vom Verkauf der Autoreifen, die seine Arbeiter runderneuern. Als wir die Fabrik endlich gefunden haben, wissen wir: Der Name ist etwas zu groß geraten. Wir würden Werkstatt dazu sagen. Nun ja, große Werkstatt, auf der Lohnliste von Giancarlo Peñalba stehen immerhin 74 Arbeiter und Angestellte.

Der dreiundvierzigjährige Unternehmer empfängt uns freundlich und zuvorkommend. Zuerst reden wir in seinem Büro, dann führt er uns durch die Werkstatt. Es riecht nach Gummi und Chemikalien. Wir dürfen in alle Ecken schauen, Fragen stellen, mit den Arbeitern reden. Geschäftsgeheimnisse hat Señor Peñalba keine. Wohl aber Sorgen mit dem Geschäft.

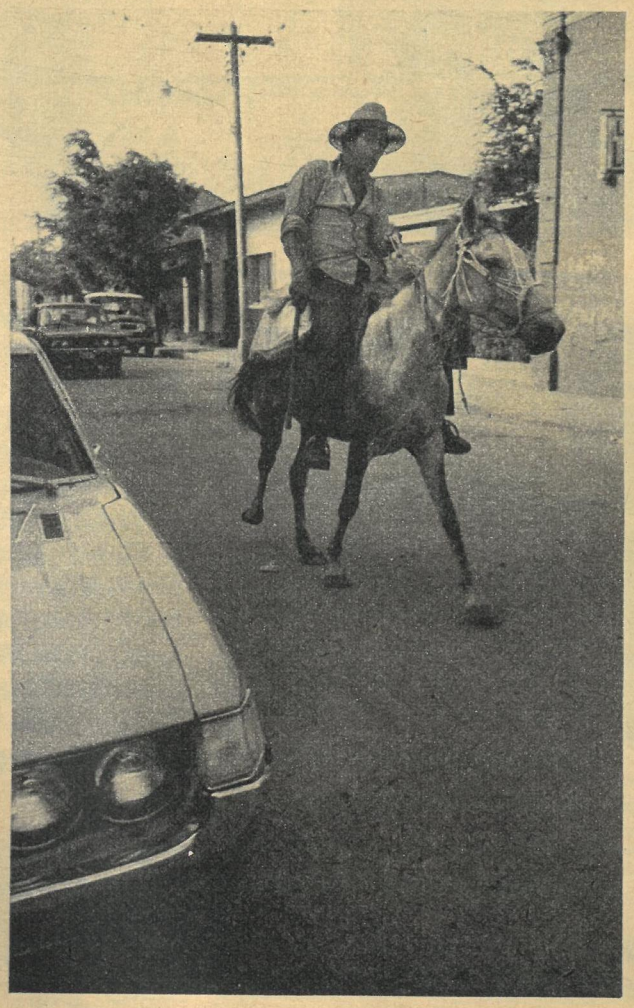
„Was sind das für Gebaren", sagt der Unternehmer. „Die Amerikaner machen mit uns, was sie wollen. Um den Betrieb in Schwung zu halten, brauche ich monatlich eine bestimmte Anzahl von Karkassen. So nennt man den inneren Teil der Kraftfahrzeugreifen. Die habe ich bislang aus den USA bezogen. Nun ist der Hahn zugedreht. Ich nenne das Krieg mit wirtschaftlichen Mitteln. Die Situation ist schwierig geworden ... Wo soll ich Rohstoffe herbekommen? Da das Embargo nicht nur Direktlieferungen betrifft, sondern auch die Weitergabe von US-Ausrüstungen über Drittmärkte, ist guter Rat teuer. Vielleicht hilft die DDR? Ich weiß, daß unser Ministerium darüber verhandelt. Oder hier, sehen Sie, die Maschinen ... Sie stammen aus den USA. Die meisten sind nicht mehr ganz neu, ich habe sie vor der Revolution gekauft. Es sind gute Maschinen. Hochproduktiv, robust und zuverlässig. Aber auch gute Maschinen müssen gewartet werden, brauchen von Zeit zu Zeit Ersatzteile."



Der Unternehmer Giancarlo Peñalba Cara: „Die Blockade der USA gegen unser Land ist ein Akt wider das Völkerrecht. Mit einem Wirtschaftskrieg großen Stils wollen sie uns in die Knie zwingen. Über alle ideologischen Differenzen hinweg, die der Unternehmensverband COSEP mit der Regierung hat, sage ich: Das wird ihnen nicht gelingen."

Was Giancarlo Peñalba sagt, ist eine Binsenweisheit. Aber sie paßt den USA ins Konzept. Die Wirtschaft Nikaraguas ist traditionell auf den nordamerikanischen Markt ausgerichtet. Das macht sie so anfällig. Da wird eine Binsenweisheit schnell zum politischen Druckmittel. Das ist eingerechnet. Genau wie die kleinen, alltäglichen Katastrophen, die fehlenden Ersatzteile, das spärliche Warenangebot in den staatlichen Läden, die überfüllten Busse... Giftige Nadelstiche, Akupunktur „made in USA".

Doch so einfach sind die Nikaragu-



Seit die von den USA bezahlten Contras den Krieg in den Norden Nikaraguas getragen haben, suchen immer mehr Bauern in der Hauptstadt Schutz. Die Bevölkerung Managuas wuchs unkontrolliert von 400 000 auf 800 000 Einwohner. Die Versorgung dieser Menschen mit Grundnahrungsmitteln, sowieso ein Problem, wird durch die Blokkadepolitik noch erschwert.

aner nicht unterzukriegen. Die Mehrheit der Bevölkerung, das haben die Wahlen vom 4. November 1984 gezeigt, steht fest hinter den Sandinistas. Ein Arbeiter, den wir in der Reifenwerkstatt von Señor Peñalba sprechen, sagt: „Daß unter Somoza die Schaufenster voll waren, stimmt schon. Aber ich beispielsweise konnte mir nichts von den schönen Sachen kaufen. Das konnten nur die Reichen. Erst die Revolution hat uns Schulen gebracht, Kindergärten, eine kostenlose Gesundheitsbetreuung. Dinge, von denen wir früher nicht zu träumen wagten. Ich weiß, wir werden noch durch ein tiefes Tal gehen müssen. Aber das tun wir kämpfend. Durch die Blockade jedenfalls, durch Hunger sind wir nicht zu bezwingen."

Seit 1848, da in Kalifornien der Goldrausch ausbrach und der amerikanische Eisenbahnkönig Vanderbilt die ersten US-Abenteurer via Nikaragua in Marsch setzte, fühlen sich die Amerikaner als Herren im Hause Nikaragua. Stets waren ihre Interessen das Maß aller Dinge. Wirtschaftlich und politisch. Wer das respektierte, sozusagen diesen „freiheitlichen Rahmen" ausfüllte, der konnte als Trittbrettfahrer amerikanischer Macht ganz nach oben kommen. Somoza war der beste Schüler. Der frühere amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt wußte schon, wovon er sprach, als er sagte: „Somoza ist ein Hurensohn, aber er steht auf unserer Seite."

Leider hinterlassen auch Hurensöhne ein Erbe.

Als am 19. Juli 1979 die sandinistische Revolution gesiegt hatte, sah die traurige Bilanz so aus: Nikaragua hatte 1,6 Milliarden Dollar Auslandsschulden. Und eine Wirtschaft, die zu 70 Prozent durch den Bürgerkrieg und das gezielte Bombardement der Somoza-Garde zerstört war. Und eine Landwirtschaft, die fast ausschließlich vom gewinnbringenden Export blühte, aber die Produktion von Grundnahrungsmitteln brach liegenließ.

Düngemittel, Traktoren, Chemikalien, ja selbst solche Artikel wie Nägel mußte Nikaragua aus den USA einführen. Rund achtzig Prozent aller Geschäfte wurden auf dem nordamerikanischen Markt getätigt. Mit dem Sieg über Somoza schrumpften die Zahlen. Bis auf siebzehn Prozent im letzten Jahr. Seit der Verkündigung der Blokkade ist Nikaragua auf sich selbst angewiesen. Und auf den „kleinen Rest der Welt". Die Vereinigten Staaten von Amerika stehen mit ihrer großmächtigen Politik allein. Weder Kanada noch Schweden, weder die Niederlande, Frankreich oder Italien wollen Händel statt Handel. Von den Freunden Nikaraguas, den sozialistischen Ländern, rede ich in diesem Zusammenhang erst gar nicht.

„Ich habe mich nie um Politik gekümmert", sagt Señor Peñalba Cara. „Ich bin Geschäftsmann. Vielleicht ist das zu wenig ... Ich habe gegen Somoza gekämpft, wie unser ganzes Volk. Damals waren wir uns alle einig. Sechs Jahre ist das her. Eine kleine Ewigkeit. Zu viele unterschiedliche Interessen sind seither im Spiel. Wir sollten mehr die Gemeinsamkeiten suchen. Ich denke, wenn die Amerikaner uns zufriedenlassen würden, wäre alles besser. Aber sie bezahlen die Contras, bestechen Politiker, streuen Salz in offene Wunden. Und jetzt die Blockade ..."

Viele Unternehmer, gerade solche wie Señor Peñalba, bangen um ihre Existenz. Sechzig Prozent der Industrie Nikaraguas und ein großer Teil des Handels befinden sich in privater Hand. Die Leute wollen Geld verdienen. Sollen sie, sagt der Staat. Niemand in Nikaragua hindert sie daran. Der Staat ist an einem guten Verhältnis zu den Unternehmern interessiert, er braucht ihre wirtschaftliche Kraft. – Nicht die sandinistische Politik, sondern die Blockade der USA richtet sich gegen die eigenen kapitalistischen Brüder.

So gesehen ist es nicht verwunderlich, daß sich alle politischen Parteien Nikaraguas, auch die bürgerliche Opposition, einig waren in der Verurteilung der USA.

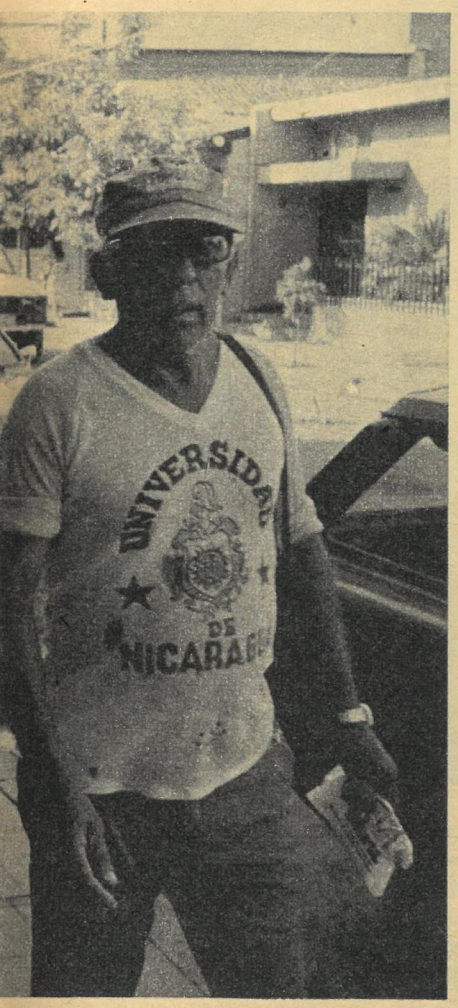
Die Blockade hat viele Gesichter. In Managua kann man sie sich anschauen. Wir haben ein Kinderkrankenhaus besucht. Es wird vielen Ausländern gezeigt. Mit Stolz, denn das Krankenhaus für Kinder ist ein Kind der Revolution. In der Sachlichkeit, die für Ärzte typisch ist, teilte uns ein Mediziner mit: Die USA lehnen es zur Zeit strikt ab, dringend benötigte Ersatzteile für medizinische Geräte zu liefern. Von 18 Inkubatoren amerikanischer Produktion, den „Rettungsstationen" für Frühgeborene, sind neun nicht mehr arbeitsfähig.

Das war zu der Zeit, da ganz Nikaragua sehnsüchtig die „Quedlinburg" erwartete. Ein DDR-Schiff mit Solidaritätsgütern für ein Krankenhaus in Managua.

Aber auch das muß gesagt werden: Nikaragua setzt im Kampf gegen die Blockade nicht nur auf rettende Hilfe von außen. Kaum war das Embargo verkündet, da begann auf Initiative der FSLN, der Sandinistischen Befreiungsfront, das große Nachdenken im Land: Wie und wo kann man Material einsparen, die Produktion erhöhen, welche einheimischen Rohstoffe leisten das, was bisher amerikanische konnten, wieviel Ernten bringt die Erde, wenn wir sie gut pflegen ...

★

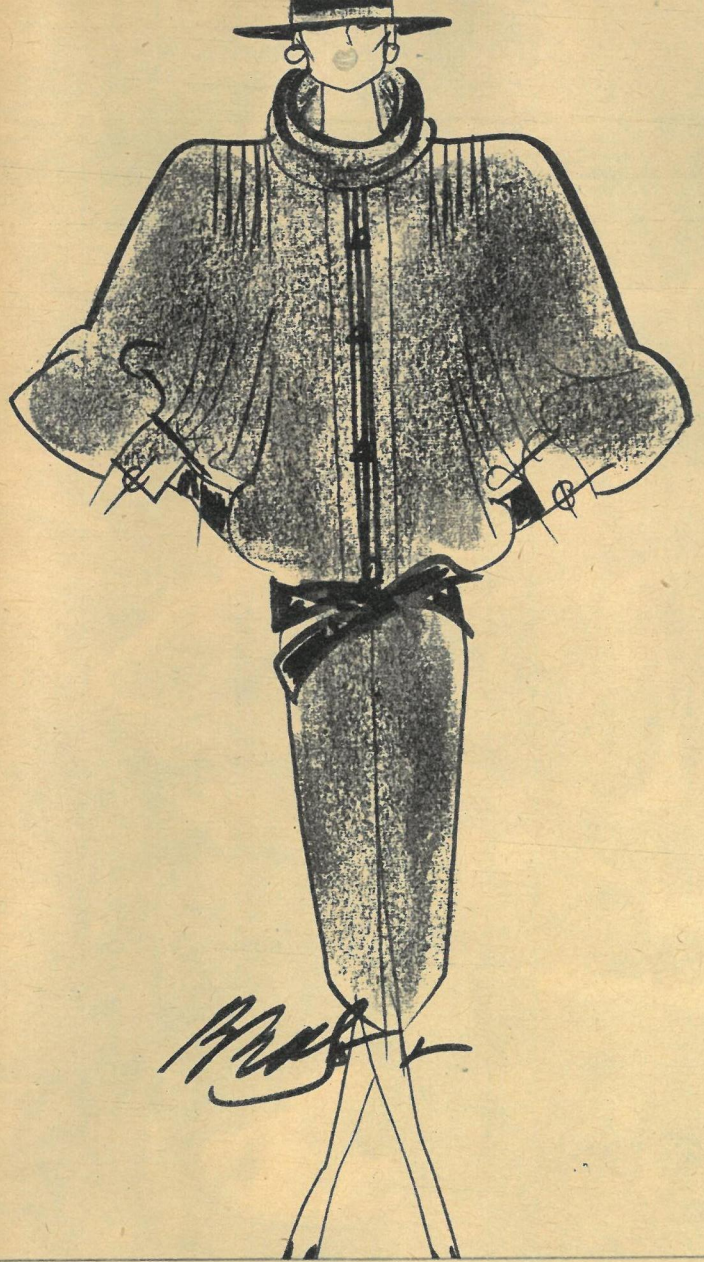
Not macht bekanntlich erfinderisch. Eine solche „Erfindung" fährt durch Managua. Ein Bus, der vorne ein Leyland ist, und hinten ein Ford. Wir sind ihm begegnet am Markt Uhembes. Von hier führen die Linien zum Pazifikhafen Corinto, nach Bluefields, Granada ... Eine riesige Menschenschlange wartete an der Haltestelle. Da kam er. Ramponiert, aber stolz. Der Kopf der Schlange zuckte vor, faßte ihn. Durch Türen und Fenster eroberten die Menschen den Bus, krochen aufs Dach, auf jeden Tritt. Ächzend setzte sich der Bus in Bewegung. Siebzig, achtzig Leute trug er fort: Das Haupt der Menschenschlange. Doch die hat in Managua nicht ein, sie hat hundert Leben. Kaum war der Bus, der vorne ein Leyland war und hinten ein Ford, von der Haltestelle verschwunden, da wuchs der Schlange ein neuer Kopf ... Viele Busse braucht Nikaragua, viele Ideen ...



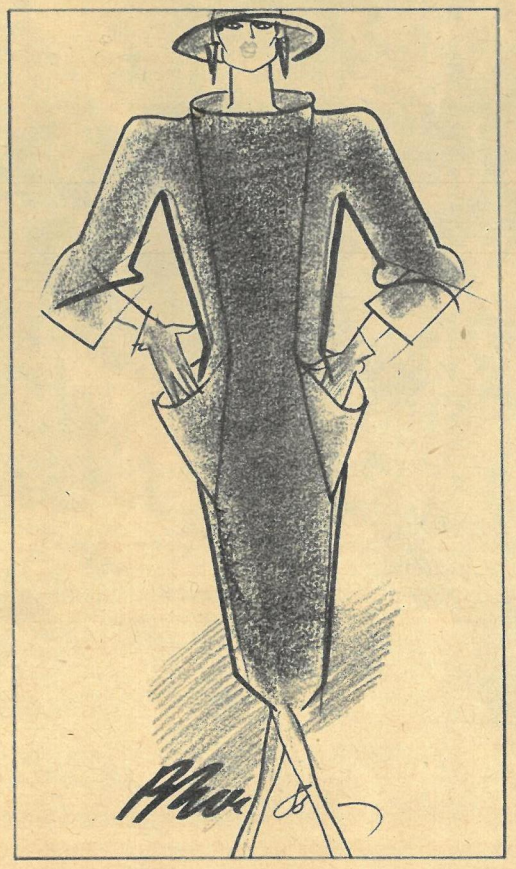
Der öffentliche Transport in Managua ist chaotisch. Viele Busse nordamerikanischer Produktion sind ausgefallen, da die USA keine Ersatzteile liefern. Aber ein Platz auf dem Pritschenwagen findet sich immer.

Vorbei sind die warmen Tage. Das Weniger an Sonnenstrahlen wird durch ein Mehr an textilen Hüllen ausgeglichen. Das Vergnügen am Weglassen weicht dem Spaß am Anziehen. Nicht jeder war im Sommer ein Tramp, kaum jemand wird jetzt zum Vamp. Doch den Trend vom Lässigen zum Eleganten birgt der Herbst in sich. Der Moskauer Modeschöpfer Slawa Saizew hat weichen Tweed, bedruckte Wollstoffe und Trikotagen zu diesen Tages- und Nachmittagskleidern verarbeitet. Sie haben schlanke Silhouetten oder sind im Oberteil sehr voluminös und im Rock ganz schmal. Manchmal enden die Röcke in Volants oder Falten. Große Tütentaschen passen, wie man sieht, nicht nur zu weiten, luftigen Sommerröcken, sondern auch zu klassischen Mantelkleidern. Slawa Saizew ist hier in den Formen ganz zurückhaltend. Er setzt auf die Wirkung der Eigenarten schöner Stoffe.

Constanze Treuber (Text)
Slawa Saizew (Fotos und Zeichnungen)



Herbst im Anzug



FW 22/85

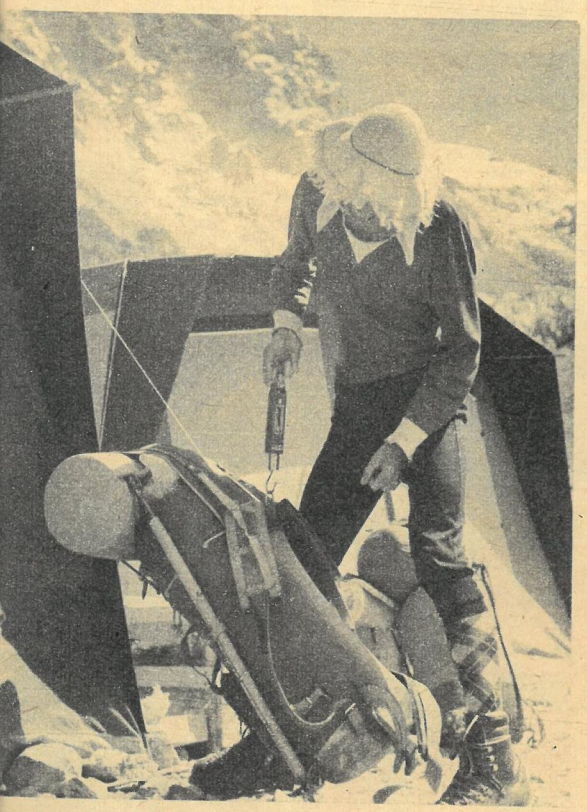
Alpinade '85

Im Leserauftrag

Obwohl ich selbst nicht aktiv bin, interessiere ich mich leidenschaftlich für die Bergsteigerei. Neulich stieß ich in einer Tageszeitung auf den Begriff Alpinade. Was ist darunter zu verstehen?

Peter Dornberg,
Leipzig

Wir gaben diese Frage weiter an Peter Mandel, der in diesem Jahr an der Alpinade '85 in der Sowjetunion teilnahm und für FREIE WELT fotografierte.



Da jedes Gramm in den Bergen zählt, soll das Gepäck möglichst leicht sein und gleichmäßig verteilt werden.

Alpinade '85

Alljährlich finden im Kaukasus und im Pamir internationale Alpinaden statt, zu denen auch der DWBO (Deutscher Verband für Wandern, Bergsteigen und Orientierungslauf) der DDR Sportler entsendet. Diese Alpinaden ermöglichen es Bergsteigern aus allen Ländern (in diesem Jahr waren im Pamir 17 Nationen vertreten), mit relativ geringem organisatorischem Aufwand auch in entlegenen Gebieten hohe Berge zu besteigen. Waren früher wochenlange Anmärsche durch unwegsames Gebiet erforderlich, so reicht heute ein Monat einschließlich An- und Abreise, um einen 7000er zu besteigen.

★

Es ist Mitte Januar. Im Briefkasten finde ich die Nominierung für das Internationale Alpinistenlager Pamir 1985. Jahrelange Vorbereitung soll sich nun auszahlen. Wir werden als achtköpfige Auswahlmannschaft des DWBO in das Alpinistenlager auf dem Moskwingletscher fliegen, um die beiden 7000er Pik Korschenewskaja und Pik Kommunismus zu besteigen. Wir, das sind Bergsteiger aus Dresden, Karl-Marx-Stadt, Bautzen und Berlin, die – mit einer Ausnahme – alle schon Pamirerfahrung haben. Beruflich aus den verschiedensten Bereichen kommend (Lehrer, LPG-Mitglied, Ingenieur, Sportfunktionär) einigt uns das Ziel, auf einem der schweren 7000er des Pamir zu stehen. Die Konzeption für unser Unternehmen sieht vor, den 7105 m hohen Pik Korschenewskaja über den Süd-Grat und den 7495 m hohen Pik Kommunismus über den Borodkinpfeiler zu besteigen.

Mit der Nominierung beginnt für jeden Teilnehmer eine hektische Zeit. Neben einem umfangreichen Training, welches selbstverständlich noch intensiviert wird, gibt es ein großes Pensum organisatorischer Vorbereitungsarbeit. Ausrüstung ist zu besorgen oder zu ergänzen. Als erstes benötigen wir ein Zelt für vier Personen. Da jedes Gramm in dieser Höhe zählt, soll es möglichst leicht sein. Auch müssen wir mit recht erheblichen Windgeschwindigkeiten und Minustemperaturen rechnen. Bestimmte Zeltkonstruktionen neigen zu starker Schwitzwasserbildung, was in Verbindung mit dem Flattern des Materials im Wind zu nassen bzw. gefrorenen Schlafsäcken führt. Ähnlich problematisch ist die Brennstofffrage. In über 6000 m Höhe bestehen bei der Verwendung von Benzin Probleme mit der Kocherei. Also muß eine bessere Lösung gefunden werden. Wir entscheiden uns für Hexan. Auf diese Weise wird jeder Ausrüstungsgegenstand unter die „Lupe" genommen. Eine scheinbar nicht enden wollende Reihe von Dingen. Aber letztlich hängt davon der Erfolg der ganzen Gruppe ab.

Mit einem Belastungs-EKG verschaffte sich jeder am Anfang des Jahres einen Überblick über seinen Trainingszustand, und dann wurden wir zu halben Leichtathleten. Vorrangig Crossläufe in schwerem Gelände dienten uns zur Vorbereitung. Dabei ging es weniger um „Superzeiten" als vielmehr darum, auch dann noch weiterzulaufen, wenn es schwer wurde. Der Berliner Marathonlauf anläßlich der IOC-Sitzung war so eine willkommene Gelegenheit, sich selbst beziehungsweise sein Durchstehvermögen zu testen. Noch nie war ich eine derart lange Strecke gelaufen. Ich überstand sie trotzdem relativ problemlos und war deshalb ziemlich zuversichtlich.

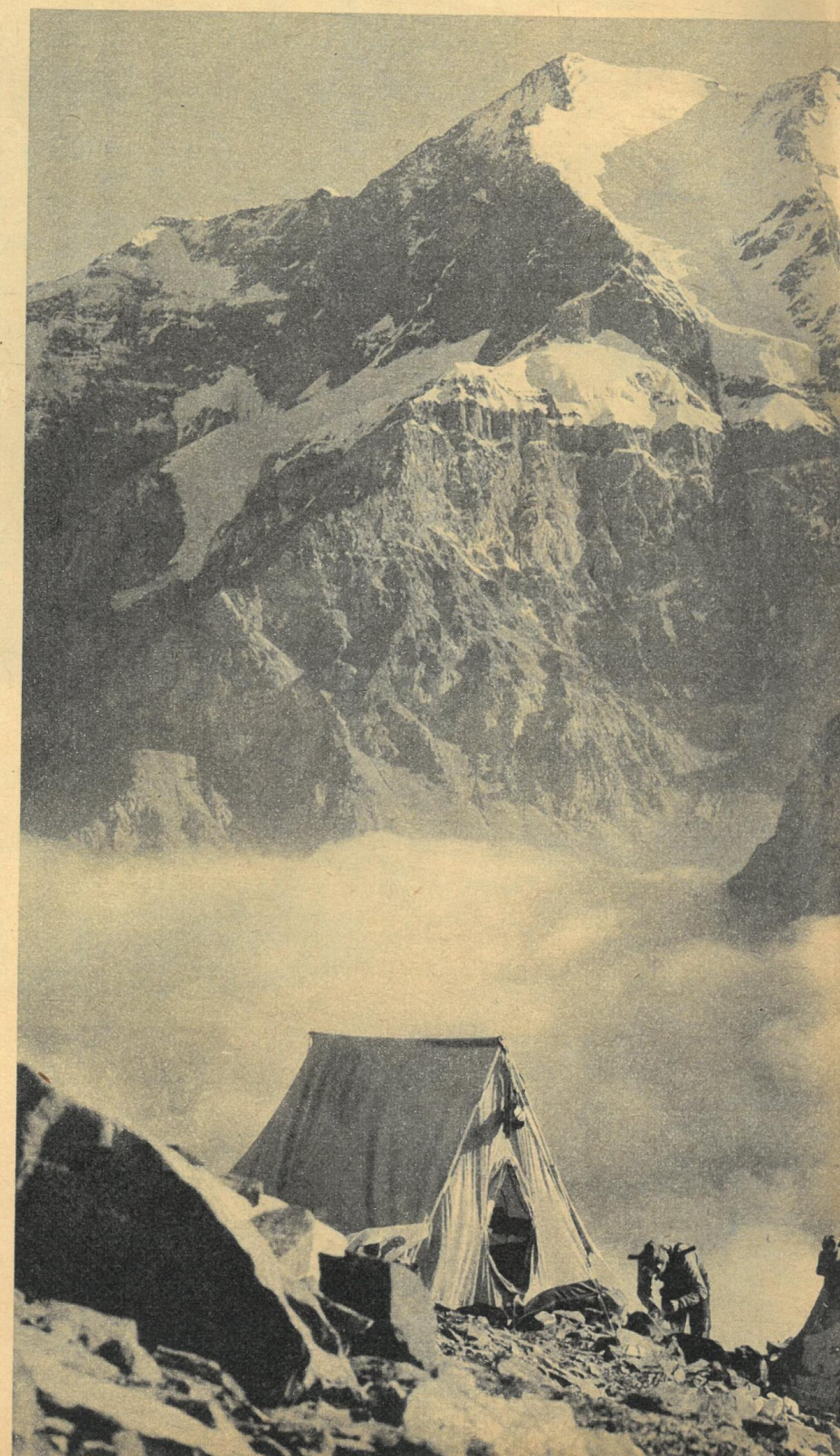
Beim Zahnarzt wurden noch einmal alle Plomben und eventuellen Schadstellen genauestens untersucht, denn so manche Gipfel-Hoffnung scheiterte schon an dererlei verdeckten Schäden.

In Moskau angekommen ging dann alles sehr schnell. Schon nach drei Tagen sind wir in unserem Basislager, an einer Wiese zwischen dem Moskwin-, dem Walter- und dem Traubegletscher. Es ist ein unvergleichliches Panorama. Vor uns das Pamirplateau mit dem alles überragenden Pik Kommunismus. Links davon ein nahezu makellos weißer 6000er – der Pik der Vier. Und hinter unseren Zelten: der Pik Korschenewskaja.

So sehr wir uns einerseits über die schnelle Anreise freuen, so viel Probleme mit der Akklimatisierung schafft sie uns andererseits. Im Lager Atschik-Tasch, unserem Ausgangspunkt für die Besteigung des Berges, merken wir die 4200 m Höhe recht deutlich. Wir kommen uns vor wie an Land gezogene Karpfen. Ein paar schnelle Schritte reichen aus, um jagende Pulse und Luftknappheit hervorzurufen. Wie sehr sich diese im Verhältnis zu unseren eigentlichen Zielen geringe Höhe auswirkt, mögen ein paar Beispiele verdeutlichen. Ein normaler Verbrennungsmotor hätte hier nur noch rund 60 % seiner Leistung. Selbst der Hubschrauber, der uns in einem phantastischen Flug über den Pamir hierhergebracht hat, muß in dieser Höhe völlig ungewöhnlich starten. Nicht senkrecht, wie man es erwartet, sondern auf das Bugrad gestellt mit langer Anlaufstrecke, fast wie ein normales Flugzeug. Die Japaner haben einen tragbaren EKG-Schreiber mit. Doch das dazugehörige Aggregat mit Benzinmotor ist auf Grund der Höhe absolut nicht in Gang zu setzen. – Da wir eigentlich auch bloß „Verbrennungsmaschinen" sind, haben wir ähnliche Probleme. Zum Glück ist der Mensch begrenzt anpassungsfähig. Diese Anpassung (Akklimatisation) vollzieht sich im wesentlichen durch zwei Vorgänge. Einmal bildet der Körper mehr rote Blutkörperchen, und zum anderen entwickeln die Blutkörperchen eine erhöhte Fähigkeit, Sauerstoff zu binden. Bei genügend langem Aufenthalt erfolgt also eine recht gute Anpassung des Organismus an das stark verringerte Sauerstoffangebot. Man kann diese Vorgänge auch selbst ein wenig beeinflussen. Das Wesentliche ist Bewegung. Am besten geeignet sind Aufstiege mit Übernachtung in größeren Höhen und nachfolgender Ruhepause am tiefer gelegenen Ausgangspunkt. Dann kommt die Stunde der Wahrheit: Der Lagerarzt mißt Blutdruck und Ruhepuls. Nun zeigt sich der Trainingszustand und der erreichte

Der Gipfel: Es sind lediglich −17°. Wir bleiben über eine Stunde oben.

Blick vom Lager 1 am Pik Kommunismus zum Pik Korschenewskaja.



Grad der Anpassung. Sechs Mann unserer achtköpfigen Gruppe erhalten grünes Licht ohne jede Einschränkung. Einer mit der Auflage, bei Kreislaufproblemen umzukehren, und einer hat das Pech, schon hier alle Symptome von Höhenkrankheit zu zeigen.

Unsere Gruppe, das sind Klaus Niziak, Günter Kluge, Wolfgang Prange und ich. Wir sind nach der ärztlichen Genehmigung des Aufstiegs übereingekommen, als weitere Akklimatisationstour Lager 1 in 5100 m zu errichten und da schon einiges an Verpflegung zu deponieren. Wir benötigen – jeder trägt über 20 kg Gepäck auf dem Buckel – rund 5 Stunden dafür. Als unser Zelt endlich steht, sind wir ziemlich fertig. Nach der obligatorischen Funkverbindung mit dem Basislager sind wir froh, in die Schlafsäcke zu kommen. Nachts schneit es leicht, aber wir haben keine gesundheitlichen Probleme mit der Höhe. Nach dieser Tour genehmigen wir uns einen Ruhetag im Basislager, und dann wird es ernst. Mit etwas leichterem Gepäck als beim ersten Mal geht es wieder auf 5100 m. Am nächsten Tag wollen wir den Weg durch einen relativ steilen Eisbruch erkunden und zur weiteren Akklimatisation auf 5800 m steigen. Hinterher stellen wir fest, daß unsere Brennstoffvorräte doch etwas knapp bemessen sind. Wir müssen zeitiger als erwartet Schnee schmelzen, um Wasser zu gewinnen. Klaus opfert sich und legt in einem Gewaltritt die Strecke Lager 1–Basislager–Lager 1 zurück, um noch einen Liter Hexan zu holen.

Da wir unser Lager inzwischen durch den Eisbruch auf 5300 m geschoben haben, verzichten wir auf das Lager 5800 m und errichten Lager 2 in 6100 m Höhe. Diese Wahl der Lagerplätze ist, sofern sie nicht durch die örtlichen Verhältnisse zwingend vorgeschrieben, immer wieder ein Kompromiß. Mit jedem Meter, den das letzte Lager höher steht, verkürzt sich der Weg zum Gipfel.

Wir bleiben mit unserem Lager 3 letztlich auf 6450 m und gehen von dort in etwa fünf Stunden zum Gipfel, wobei gehen nicht die wahre Beschreibung unserer Fortbewegung ist. Schleichen wäre zutreffender, jeder Schritt kostet Überwindung, und trotzdem muß man immer wieder stehenbleiben, um zu warten, bis sich die Atemfrequenz halbwegs normalisiert hat.

Unser aller Befinden und das Wetter ist gut, es sind lediglich −17 °C. So bleiben wir über eine Stunde auf dem Gipfel. Aufkommender Nebel und leichter Schneefall beim Abstieg können unsere Laune nicht mehr trüben. Wir sind alle in Hochstimmung. Für Klaus, Günter und mich ist es der zweite 7000er, und Wolfgang ist wohl noch zufriedener. Er stand noch nie so hoch wie an diesem 25. Juli 1985.

Im nächsten Heft:

Sagen wird man über unsere Tage ...

Schriftsteller aus der Sowjetunion und der DDR äußern sich zu Fragen unserer Zeit – eine Beitragsfolge.

Laserblitz am Herzen

Sowjetische Wissenschaftler entwickelten eine neue Operationsmethode zur Bekämpfung ischämischer Herzkrankheiten.

Foto: V. Billeb

Einer, der zuhören kann

Erfahrungen und Standpunkte eines Kommunisten. FREIE WELT-Reporter erlebten den Arbeitstag des Parteisekretärs Algimantas Vildžiunas (rechts) im Werk für Rechentechnik in Vilnius.

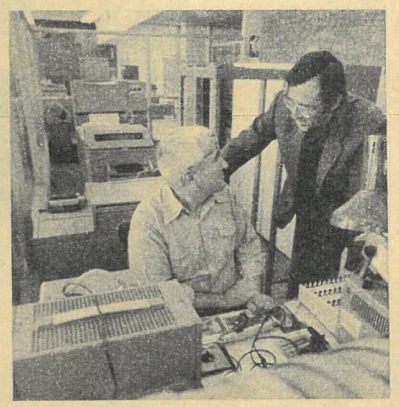


Foto: V. Billeb

Flug in die Sonne

Empfehlungen für den Reise-Sommer 1986 in die Sowjetunion, per Bahn, Flugzeug oder PKW, als Erholungs-, Kur- und Bildungsmöglichkeit.

Allein um die Welt

In 253 einsamen Tagen auf See umsegelte Nikolai Dshambasow mit seiner Jacht „Tangra" den Erdball. Wir trafen den Weltumsegler und ersten bulgarischen Kap Hoorner in Burgas.

Foto: V. Hohlfeld

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

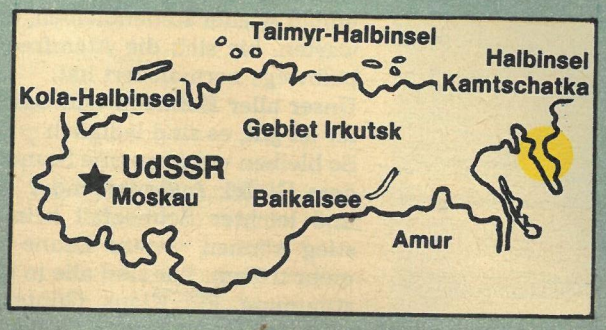
FREIE WELT

Der Rabe Kutcha

Illustration: Klaus Müller

Januar 1986

M	D	M	D	F	S	So
		1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	31		



Februar 1986

M	D	M	D	F	S	So
					1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28		

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 42 – will Euch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn Ihr die sechs Teile sammelt, könnt Ihr Euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht Ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn Ihr jedes Mal mitmacht, habt Ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr stellen wir Euch Völker vor, die im hohen Norden, in Zentralasien und im Fernen Osten wohnen. Es sind: die Itelmenen, Tofalaren, Saamen, Orotschen, Nganassanen und Nanaier.